Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 30 — Leipzig, den 26. Juli — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Warum? — Zur Psychologie des Glaubens: 2. Der lebendige Christus in uns; b) Christi Wirkung auf uns — Das alte Testament und das Studium der hebräischen Sprache — Darwinismus und Sozialismus — Religiöse Feste. Aus dem Inselleben von Ischia (Erste Hälfte) — Unser Maler — Noch einmal Marcella — Verschiedenes: Auch eine soziale Hilfe; Zur modernen Bibelkenntnis; Ueber Dörpfeld; Sinngedichte — Anzeigen

Warum?

Herr, wärest Du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Joh. 11, 32.

Das Fragen im Menschenherzen will nicht aufhören: Warum?! Warum hast Du uns das gethan?!

Etliche zwar haben aufgehört zu fragen. Aber ob sie darum glücklicher geworden sind? Sie haben keinen Gott mehr, den sie fragen könnten, und keinen Glauben, keine Hoffnung mehr im Herzen, die auf Antwort warten. Sie haben weiter gar nichts, als das Rätsel selbst, das auf ihr Dasein drückt, und im besten Falle dumpfe Ergebung.

Für den Christen ist es nicht Sünde, Gott zu fragen. Im Gegenteil, wenn wir seine Kinder sind, können wir gar nicht anders. Es ist ja möglich, daß er uns nicht die Antwort giebt, die wir wollten. Er hat dann wohl seine Gründe dafür. Aber eine Antwort hat er für jedes klagende, suchende Menschenherz, und wäre es nur die: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Wir trugen einmal das einzige Kind seiner Eltern zu Grabe. Vor allen die Mutter war fassungslos und der Gegenstand des Mitleidens im ganzen Dorfe. Denn es war ein liebes Mädchen gewesen und die Erste in ihrer Klasse. Aber Kundige wußten schon damals, daß das Kind großem Leid und großer Schande entgangen war, und fragten gar nicht Warum, sondern priesen im Stillen Gottes freundliche Fügung. Bald darauf brach des Hauses Ehre zusammen; da waren die Leute alle klug und sagten: Wie gut, daß das Kind gestorben ist!

Oft, wenn man mit jemandem Leid trägt und er will sich nicht trösten lassen, liegt es einem auf der Zunge, ihm des Rätsels Lösung zu sagen; denn für den, der dabeisteht und mit ruhigem Auge vieles überschaut, Vergangnes und Kommendes, liegt manches klar, was dem Trauernden unfaßlich scheint — aber man darf nicht reden. Doch sollte jedes Menschenkind sich gewöhnen, die segens- und sinnvollen Schickungen Gottes im eignen und fremden Leben ganz anders zu verfolgen, als wir zumeist thun: wir würden weise werden, vieles zu deuten, zu ahnen, würden uns und andre besser trösten können.

Eins ist mir immer wunderbar: wie ein Kreuz das andre trägt. Nur zu oft trifft ja das Sprichwort zu: Ein Unglück kommt selten allein. Man sollte denken, je mehr das Leid sich häuft, desto schwerer müßte die Seele daran tragen, desto größer die Gefahr der Verzweiflung sein. Aber die kleinen und vereinzelten Leiden, die in ein langes Behagen mittenhineintreffen, werden am härtesten empfunden, am heftigsten abgelehnt. Häufen sich die Leiden, so hilft eins das andre tragen. Wir warteten einmal mit banger Sorge auf das Ende eines jungen Menschen, der wochenlang litt und hoffnungslos. Da legte sich plötzlich der Vater aufs Krankenbett und starb. Zum alten Leid neuer Schrecken und ungeahnte äußere Sorge. Und doch empfanden wir alle Gottes wunderbare Weisheit. Denn durch das wochenlange Hinsiechen des Sohnes waren die Herzen bereit geworden, auch den Verlust des Vaters zu tragen, und der Friede, der am Sterbebette des Sohnes herrschte, gab Trost auch bis ins Grab des Vaters hinein. Wenn uns vergönnt ist, solches zu erleben, weht uns der Odem des Allmächtigen an, und wir fühlen, daß er die Liebe ist, und kein Fragen kann mehr aufkommen. Das ist aber eine ganz andre Ergebung als jene andre, die nur darum schweigt, weil sie doch keine Antwort findet.

Freilich, hier durften wir solche Erfahrung machen, durften loben und danken — und ein andermal? Da zermartern wir uns wieder am ABC des Gottvertrauns. Herr, wärest Du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben! Wenn so reines Glück dahinwelkt, an dem Gott und alle seine Engel ihre Freude haben mußten; wenn Er die abruft, durch die er am meisten segnete, und den Schwachen ihren Halt raubt, grausam, dreimal grausam. U. s. w.

Ein vielgeschmähter akademischer Theolog hat einmal gesagt, es gebe Gräber, da könne man nicht singen Was Gott thut, das ist wohlgethan, da sei nur noch ein andres Lied möglich: Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deine Todesschmerzen. . . . Dazu muß ich eine Geschichte aus meiner frühern Gemeinde erzählen. Ein wackrer und frommer Mann verlor seine Frau von unerzognen Kindern weg. Er sollte, wie es Sitte war, beim Kantor fürs Begräbnis die Lieder bestimmen. Der Kantor schlug ihm vor: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Da kann er nicht einwilligen, denn das Wort hatte keine Wahrheit in seinem Herzen. Er fragte noch: Warum hast du mir das gethan? Aber sie wurden einig auf das andre: Ich danke dir von Herzen. Wenige Jahre darauf stirbt ihm sein erwachsener Sohn. Es war ein harter Schlag. Aber als er zum Kantor geht, die Beerdigung zu ordnen, da bestellt er das Lied: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Das zweite Leid traf ihn reifer, ergebner, geschickter den ganzen Gottestrost und Gottesfrieden im Herzen zu hegen.

Es bleibt aber doch dabei: auf größtes Herzeleid giebt es keine andre Antwort als das Kreuz auf Golgatha und die ewige Siegesglorie, die es umgiebt. Es löst dir vielleicht nicht die Rätsel, an denen dein Verstand grübelt, aber du kannst dein Herz damit stillen.

Und dann vergiß eines nicht, wenn es Tod und Grab sind, die dich quälen: das sind nicht die schlimmsten Wunden, die der Tod schlägt. Sei nicht undankbar, Gott möchte dir noch größers Kreuz auflegen.

Und wenn ers thäte: Alle Dinge sind möglich dem, der glaubet. R

Zur Psychologie des Glaubens

2. Der lebendige Christus in uns

b) Christi Wirkung auf uns

In dem bisher Dargestellten ist die Rede gewesen nur vom leiblichen und geistigen Christusbilde, das die Jünger hatten und

weiter vermittelten. Dabei aber konnte es nicht bleiben, daß die Jünger das Bild Christi nur angeschaut und in ihrem Gedächtnis aufbewahrt hätten. Christus hat vielmehr eine Wirkung noch andrer Art auf sie ausgeübt als die, die sich nur auf die Anschauung und das intellektuelle Verständnis seiner Person bezieht. Ihr Anschauen und Erfassen Jesu war nicht nur eine Bereicherung ihres Vorstellungskreises und ihres Gedächtnisses, sondern er hat tiefer eingegriffen und ihre ganze innere Welt umgestaltet. Auch diese Wirkung Christi ist ausgegangen von seiner äußern Erscheinung und von dem, was er sagte und that.

Was die Jünger wahrnahmen, drang ein nicht nur in ihr Vorstellen, sondern in ihr Fühlen und Wollen und brachte dort die größten Veränderungen hervor. Sie trugen eine Verwandtschaft mit ihm in ihrer Seele. Sie waren fromm gestimmt, schauten als echte Kinder Israels hoffend hinauf zu Gott und hinaus in die Zukunft. Durch Christus schienen ihnen, je länger sie mit ihm zusammen waren, ihre heiligsten und heißesten Wünsche der Erfüllung nahe gebracht. Doch sie konnten sich diese Erfüllung immer erst in der Weise ihrer jüdischen Anschauung vorstellen. Sie vermochten als Genossen ihrer Zeit dem Geiste dieser Zeit sich nicht zu entziehen. Hiervon waren sie auch noch nicht befreit, als die von ihnen gewonnene Ueberzeugung ihren Höhepunkt erreicht hatte in dem Bekenntnisse: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ Das beweist ihre Stimmung unmittelbar nach dem Tode des Meisters, die einen unzweideutigen Ausdruck erhielt in den klagenden Worten der Emmauswandrer: „Wir hofften, er sollte Israel erlösen.“ Erst in den Erscheinungen des Auferstandnen stellte sich der in ihnen entstandnen Niedergeschlagenheit und den bisher irdischen Erwartungen die werdende Freude und das werdende Neue entgegen. Jetzt wachten nicht nur die alten Hoffnungen wieder auf, da ihnen die belebenden Erscheinungen des Auferstandnen zu Hilfe kamen, sondern sie wurden zugleich umgestaltet. Das hatte Jesus ihnen auch zuvor gesagt. Die irdisch-messianischen Züge verblaßten, und es trat ein andrer himmlischer Messias an ihre Stelle, wenn auch, wie das nicht anders möglich war, in jüdischer (apokalyptischer) Färbung. Sie konnten nun seine Reichspredigt besser verstehen und erfaßten sein wahres Wesen deutlicher und bestimmter. Sie wurden aus Schülern zu Aposteln. Sie hielten sein Bild als das des Messias, wie sie es bei seinen irdischen Lebzeiten empfangen hatten, fest, aber es erschien ihnen in einem neuen und reinern Lichte. Jetzt wurden die Eindrücke, die sie von ihm empfangen hatten, und die durch seine sichtbare Gegenwart niedergehalten worden waren, weil durch seine Gegenwart immer neue Eindrücke hinzukamen, erst vollkommen lebendig und machten die Jünger zu solchen, die in des Meisters Geiste fühlten, dachten und handelten.

In den Evangelien und in den Briefen des Neuen Testaments sind diese Eindrücke festgehalten. Wir, die wir jetzt leben, haben nur deren Darstellung. Wir haben nur den Wiederhall, die Worte Christi haben wir nicht. Nur ein Spiegel seines Wesens aus der Seele andrer steht vor uns. Das scheint ein großer Mangel. Doch gerade dies ist das Lebendige. Die Wirkung von Person zu Person ist immer eine geistige. Sie besteht nicht darin, daß gerade dieselben Schallwellen, die durch das Aussprechen von Worten erzeugt werden, auch unser Ohr berühren, sondern darin, daß die Eindrücke als etwas Geistig-Lebendiges von Seele zu Seele sich fortpflanzen, daß Gefühl von Gefühl, Gedanke von Gedanke, Wille von Wille erregt wird, sei es durch dieses oder jenes Medium, durch wenige oder durch viele (sinnliche) Vermittlungen.

Uns, im Unterschiede von den ersten Jüngern, vermittelt die christliche Gemeinde die Einwirkungen Christi. Wer in dieser Gemeinde geboren ist, empfängt eine christliche Erziehung. Schon im Elternhause, wenn dieses sonst richtig beschaffen ist, wird ihm von Jesus erzählt. Die Schule setzt in geordneter Weise die Einwirkungen fort. Dort wird dem Kinde die Lebensgeschichte Jesu mitgeteilt. Das Christusbild der Evangelien wird ihm dargeboten. Dasselbe auch muß überall dort geschehen, wo etwa Erwachsene zum Christentum geführt werden sollen. Durch die evangelischen Darstellungen Jesu aber entsteht in denen, die sie hören oder lesen, eine Allgemeinvorstellung

von Jesus, die zunächst nicht begrifflich bearbeitet ist, aber desto gewisser ihre Wirkung nicht versagt. Je einfacher und treuer nach den Evangelien die Schilderung der Person Jesu ist, um so sicherer wird das Bild Jesu einen gewinnenden Eindruck machen. Dies hat die Erfahrung schon oft gelehrt und kann es jeden, der nur den Versuch machen will, immer wieder lehren.

Den psychischen Gesetzen zufolge aber wird eine solche Wirkung Jesu auf uns nur geschehen mit Hilfe der Phantasie. Die Vorstellungen, die bei Erzählung des Lebens Jesu hervorgerufen werden, setzen sich mittels der Einbildungskraft zu einem allgemeinen (schematischen) Gesamtbilde Jesu zusammen. Das so entstehende Phantasiebild aber weckt durch jedes wiederholte und aufmerksame Schauen immer mehr Liebe, Achtung, Begeisterung und Entschlüsse zur Nachfolge. In dieser Weise findet ein sogenannter „ideeller“ oder „phantasirter Umgang“ mit Christus statt. Ohne diese durch die Phantasie bewirkten Einwirkungen ist überhaupt eine Wirkung historischer Darstellungen nicht denkbar. Der geschichtliche Christus, der von andern uns überliefert wird, ist ein Phantasiebild und kann nur als solches auf uns einwirken. Wir selbst können auch nur zu diesem Phantasiebilde in Beziehung treten, weil der irdisch sichtbar gewesene Christus nicht mehr vor uns steht und darum ein Anschauen seiner Person, sei es noch so sehr auf das Geistige gerichtet, nur mittels der Einbildungskraft möglich ist, wenn nicht nur ganz unbestimmte und in das Leere sich verlierende Gefühle in uns entstehen sollen, die gar nicht auf einen vorstellungsmäßigen und hierdurch faßbaren Ausdruck gebracht werden können.

Der historische Christus also, der auf uns wirkt, und zu dem wir in Beziehung treten, ist und bleibt unbestreitbar ein Bild der Phantasie, aber, wie schon oben erwähnt, kein willkürliches, kein erdichtetes, sondern eben ein geschichtlich überliefertes, dessen Gestalt mit überwältigender Hoheit an jeden hinantritt, dem es geschildert wird und der es mit Interesse betrachtet. Ein Bild, dem noch alles Begriffliche im engern Sinne fehlt, und das gerade deshalb in seiner Naivität, in seiner schlichten Würde um so zwingender wirkt, noch unberührt und ungestört von Reflexionen. So und nicht anders fängt unsre Gemeinschaft mit Christo an. Auch wenn Christus an einen an Reflexionen und begriffliches Denken längst gewöhnten Menschen herantritt, kann es nicht anders geschehen als so, daß irgend ein Christusbild mit Hilfe der Phantasie ihm nahe gebracht wird. Daß er dann sofort darüber zu reflektiren und nachzudenken beginnt, ist nur die Folge des vor ihm stehenden Phantasiebildes und ein Beweis dafür, daß dieses nach irgend einer Seite hin schon eine Einwirkung auf ihn ausgeübt hat. Würde aber Christi Person von jemandem nur begrifflich aufgefaßt, so könnte eine besondre Wirkung auf sein inneres Gesamtleben gar nicht entstehen. Nur ein intellektuelles Interesse würde hervorgerufen werden, wobei es sich allein um Bearbeitung in Begriffen, nicht aber um eine Wirkung auf Fühlen, Denken und Wollen handeln könnte.

Daß das Phantasiebild Christi, wie es durch geschichtliche Ueberlieferung in uns entsteht, auf unser gesamtes Innenleben wirkt, ist überhaupt nicht ein Zufall, hängt nicht von unserm Wollen oder Nichtwollen ab, sondern hat seine Ursache in der besondern Beschaffenheit der menschlichen Seele. Ihr wohnt von Anfang an als Selbsterhaltungstrieb der Trieb nach Einheit inne, der sich von der primitivsten Wahrnehmung und sinnlichen Empfindung an bis zur höchsten Erkenntnis, von den dunkelsten Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen an bis zu den moralischen Ideen und dem die ganze Welt in Eins zusammenfassenden religiösen Glauben entwickelt. Dieser dem Menschen angeborne Zug zur Einheit, der sich in den moralisch-religiösen Ideen vollendet und allein durch sie befriedigt wird, ist es, wodurch das geistige Anschauen Christi auf uns wirkt. Die moralische Ausrüstung des Menschen ist das Organ, mit dem wir Christum voll ergreifen, durch das wir ihn klar anschauen, und vermöge dessen er uns selbst ergreift und innerlich überwältigt. Erst wenn die moralische Fähigkeit bis zu einer gewissen Reife ihrer Ausbildung gelangt ist, wird eine Wirkung Christi auf uns überhaupt möglich. Wäre ein

Mensch denkbar, dem dieser Zug fehlte, oder dem die Entwicklung desselben mangelte, so könnte auch keine Wirkung Christi auf ihn erwartet werden.

Beide aber: die geschichtliche Darstellung Christi und die moralische Anlage verhindern, daß der, der mit dem Bilde Christi in Berührung gebracht wird, seiner Willkür folgt und etwa in einen geheimnisvollen, mystischen Verkehr mit Christo sich hinein phantasirt. Der Christus, der auf uns wirkt, und zu dem wir in Beziehung treten, ist zwar zweifellos ein Phantasiebild, aber als solches durch die evangelische Geschichte und durch die moralische Anlage zu einem objektiven gemacht und damit der subjektiven Willkür entzogen. Die Wirkungen Christi auf uns müssen von dem evangelischen Christusbilde ausgehen nnd von uns mittels der moralischen Befähigung aufgenommen werden. Sonst sind sie phantasirte Zustände, die wir uns gemacht haben, die aber nicht von Christo hervorgebracht sind. Wollten wir uns an ein andres als an das evangelische Christusbild halten und nur mit dem sinnlichen oder ästhetischen Gefühl ein solches andres Bild auffassen, so könnten wir niemals sicher sein, daß es Christus ist, der auf uns wirkt.

Der historische Christus also, den wir mittelst unsrer moralischen Befähigung erfassen, ist nicht ein schattenhafter, nur ein ehemals gewesener, uns überlieferter, sondern der lebendige, der von Person zu Person durch Jahrhunderte hindurch sich mitteilt, indem die von ihm ausgegangnen Wirkungen von einem zu dem andern als persönlich-lebendige sich fortsetzen, er selbst also nicht aufgehört hat zu wirken, wenn auch die Vermittlungen, durch die seine Kraft zu uns gelangt, wechselten und sich mehrten. Christus wirkt so nicht anders auf uns, als andre Personen, die vor uns auf Erden lebten. Für uns Menschen ist auch eine andre als eine solche vermittelte Wirkung gar nicht möglich. Wir müssen hierin bestimmten psychischen Gesetzen folgen, nach denen allein Wirkungen andrer Wesen auf uns überhaupt geschehen können. Dabei ist die Art und Weise der Wirkung nicht das Hauptsächliche, sondern die Person, die auf uns wirkt. Wer es anders verlangen wollte, müßte eben unser menschliches Wesen umgestalten. Daß Christus auf Menschen menschlich wirken muß, d. h. nach den für jeden Menschen bestehenden psychischen Gesetzen, kann seinem Wirken keinen Eintrag thun. Diese Art der Einwirkung hat Gott gewollt dadurch, daß er uns zu Menschen machte, und er selbst wirkt nicht anders auf uns, als durch Vorstellungen, Gedanken und Entschlüsse, die nach den psychischen Gesetzen in uns angeregt werden und immer an Vermittlungen gewiesen sind, so verborgen uns diese zuweilen auch sein mögen. Jede Offenbarung von ihm aus müßte sonst uns unverständlich bleiben und würde damit aufhören, für uns Offenbarung zu sein.

Aber Christus wirkt auch noch auf eine andre Weise auf uns, als durch die geschichtliche Ueberlieferung und kraft der uns innewohnenden moralischen Befähigung. Er erscheint uns in jedem Christen. Das drückt Luther aus mit den Worten: „O weh . ., daß wir selbst unsern eignen Namen gar nicht kennen, warum wir Christen seien und heißen: sicherlich heißen wir doch von Christo so, nicht dem abwesenden, sondern dem uns einwohnenden, d. h. so wir an ihn glauben und uns unter einander und gegenseitig einer des andern Christus sind.“ *) In allem, was Christliches um uns her geschieht und geredet wird, tritt uns Christus entgegen. Jedes Wort, das durch sein Wort angeregt ist, jede That, die aus seiner Kraft heraus gethan wird, ist eine Wirkung seines Wesens auf uns. Was die christliche Kunst schafft und uns vor die Augen stellt, was die kirchliche Verkündigung uns sagt, was die christliche Wissenschaft erforscht und lehrt, was einfache, schlichte Jesusjünger in unsrer Umgebung aussprechen oder vollbringen, das sind Thaten Christi, der auf uns wirkt durch die Vermittlung der Christen.

In dieser fortgesetzten Arbeit der christlichen Gemeinde, in dieser von Geschlecht zu Geschlecht sich weiter ausbreitenden christlichen Denkungs- und Handlungsweise wachsen die von Christo ausgegangnen und noch immer, wenn auch vielfach vermittelt, ausgehenden Wirkungen Christi zu einer gewaltigen Kraft, die fort und fort des Menschensohnes Bild der gesamten Menschheit immer tiefer einprägt und Christum selbst immer siegreicher macht über die Völker und über die Jahrhunderte. Hierdurch wird er selbst immer mehr verklärt und sein Wesen immer mehr losgelöst von dem bestimmten geschichtlichen Schauplatze, auf dem er stand, da er sichtbar auf Erden wandelte. Das Jüdische, das der Auffassung der Jünger anhaftete und anhaften mußte, wird durchbrochen, wie der wachsende Kern die umgebende Hülle sprengt, um fruchttragend allmählich zu einem weithin ausgedehntem Aehrenfelde zu werden. Wir gehen mit Christo um, indem wir christlichen Umgang pflegen in der Gemeinde. Wir empfangen Christi Anregung und Kraft, indem wir von Christen angeregt und getröstet werden. Er ist gegenwärtig in der Gemeinschaft, die durch ihn entstanden ist und durch seine Kraft erhalten wird. Kein Zweifel: er ist da, er lebt, er wirkt, er redet zu uns, er warnt uns, er führt uns, er ermuntert uns, er belehrt uns. Nicht anders kann Geist auf Geist wirken.

Aber damit die Gemeinde und die Einzelnen sicher sein können, daß es Christus ist und kein andrer, der auf sie und in ihnen wirkt, ist es immer wieder notwendig, den evangelischen Christus uns vor Augen zu halten, an ihm uns zu orientiren und ihn kraft unsrer moralischen Ausrüstung zu erfassen. Dadurch ist jede phantastische Schwärmerei verhindert und die nüchterne Bethätigung seiner Sinnesart für uns ermöglicht. Eine andre Art der Wirkung Christi auf uns und durch uns kann es nicht geben. Keine auch kann lebendiger sein als diese. Sie geht immer durch unsre Gefühls-, Gedanken- und Willenswelt hindurch, weil es eine andre Wirkung auf Menschen, als durch solche Vermittlung, nicht giebt. Diese innere Welt ist für uns der wahrhafte Schauplatz der Geschichte. Sie ist teils eine individuelle, insofern jeder Einzelne Christum auf seine Art in sich erlebt, teils eine gemeinsame, insofern alle Menschen dieselbe psychische Beschaffenheit besitzen und durch diese mit einander verbunden sind und infolgedessen auch ein bis zu einem gewissen Grade gleichartiges Wirken Christi auf sich erleben müssen.

So haben wir nicht nur einen historischen Christus, der irgend einmal auf Erden gelebt hat und nun gestorben ist, sondern einen realen, einen lebendigen, der uns thatsächlich nahe ist und fortgesetzt als er selbst unser Inneres berührt, nicht in von uns erzeugten schwärmerischen Gefühlen, sondern in klaren, deutlichen Anschauungen seiner Person, die durch die Evangelien uns nahe tritt und in den von seinem Geist beseelten, als objektive Größe vor uns stehenden Gemeinden. Es ist der erhöhte Christus, den wir sehen und erleben, der, den leiblichen Schranken entronnen, schrankenlos der Welt des Geistes angehörend, überallhin wirkt, wie er gesagt hat: „Es ist euch gut, daß ich hingehe, sonst kommt der Tröster nicht, den ich euch senden werde.“ Wir stehen durch die genannten Vermittlungen mit ihm in einem wirklichen geschichtlichen Zusammenhange. Durch den evangelischen Christus aber, durch unsre moralische Ausrüstung und durch die christliche Gemeinde werden wir geschützt vor subjektivistischem Irrtum. K

*) Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen.

Das Alte Testament und das Studium der hebräischen Sprache

Mehrfach ist in der Christlichen Welt die Frage nach der Berechtigung des Alten Testamentes im christlichen Religionsunterricht erörtert worden. Es ist ein moderner Marcionitismus, der, von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß das Christentum erst voll und ganz gewürdigt werde, wenn man es als ein absolut Neues, als die Religion schlechthin erfasse, diese Einsicht auf die Spitze treibt und so die Bedeutung der geschichtlichen Vorbereitung verkennt.

Die Frage, die im Folgenden kurz erörtert werden soll, steht damit zunächst nur in einem entferntern Zusammenhange. Aber ich glaube, auch sie kann zur Klärung dabei dienen.

Veranlaßt hat mich zu dieser Auseinandersetzung der Aus-

spruch eines Theologen — und zwar eines alttestamentlichen Exegeten —, daß es eine überflüssige Anstrengung sei, von unsern Studenten der Theologie das Erlernen der hebräischen Sprache zu fordern.*) Es genüge — meint man — die Kenntnis der griechischen Uebersetzung (Septuaginta) und der Luthers, verbunden mit einer neuern philologisch genauen Uebersetzung aus dem Urtext. Da — wie ich weiß — jener Semitist mit dieser Ansicht nicht allein steht, sondern namhafte akademische Vertreter der Theologie sich privatim in ähnlichem Sinne ausgesprochen haben, so scheint es mir nicht unnütz einige Bedenken dagegen vorzutragen.

Daß es grade ein alttestamentlicher Exeget ist, der diesen Reformvorschlag macht, scheint auffallend. Er sägt ja gleichsam den Ast ab, auf dem er sitzt. Die wissenschaftliche Bearbeitung des Alten Testaments würde darnach in zwei ganz getrennte Zweige zerfallen. Der eine wäre ganz der orientalischen Philologie zuzuweisen und hätte sich nur mit Erklärung des Urtextes ohne theologische Sonderrücksichten zu befassen. Der andre wäre rein theologisch. Er würde die Resultate des andern einfach als gegeben vorauszusetzen haben. Nur eine Personalunion im Kopfe des Lehrers würde beide Teile verbinden. — Ich begreife vollkommen, daß gerade einem mit Erklärung des Alten Testaments beauftragten Universitätslehrer solche Gedanken kommen können. Er ist wie kein andrer zu beurteilen imstande, welches hohe Maß von hebräischer Sprachkenntnis dazu gehört, den alttestamentlichen Urtext wirklich zu verstehen, und muß doch täglich die Erfahrung machen, wie wenig die Wirklichkeit seinem Ideal entspricht. Darum: fort mit dem Studium des Urtextes; nur der Spezialist mag dieser Mühe sich noch unterziehen! — Aber heißt das nicht das Kind mit dem Bade ausschütten? Auch die Kenntnis der griechischen Sprache nimmt — vielleicht infolge der neuern Strömung auf unsern Gymnasien — in erschreckendem Maße ab. Ein berühmter Altphilologe soll gesagt haben, er müsse in seinem Seminar mit den Grundelementen der Grammatik beginnen, denn selbst diese fehlten. Und daß man von sehr vielen jüngern Studenten keine einigermaßen fließende Uebersetzung aus einem griechischen Texte erwarten kann, ist eine Erfahrung, die der Dozent täglich macht. Aber sollen wir darum auch den griechischen Urtext beiseite legen — oder sollen wir nicht vielmehr allen Fleiß darauf verwenden, unsre jungen Theologen wieder auf das Studium der griechischen Sprache hinzuführen, ihnen es ans Herz zu legen, daß sie durch unermüdliche Lektüre des Neuen Testaments im Grundtext mit diesem gewissermaßen verwachsen?

Doch entspricht wirklich der Nutzen des Studiums der hebräischen Sprache dem ohne Zweifel hiermit verbundnen großen Aufwand an Mühe und Zeit? Sein griechisches Neues Testament wird wohl jeder einigermaßen fleißige Geistliche des öftern wieder aufschlagen — er sollte es auch noch im Amte zu jeder Predigt regelmäßig benutzen —, aber wird es viele Geistliche geben, die bei einem alttestamentlichen Texte sich die Zeit nehmen mit mühsamer Auffrischung längst geschwundner Kenntnisse auf den Urtext zurückzugehen? Ob das letztre — so wünschenswert es ist — unbedingt zu fordern sein wird, weiß ich nicht. Soviel aber glaube ich behaupten zu können, daß ein völliges Verständnis einer Uebersetzung nur da möglich ist, wo eine Kenntnis des Sprachgeistes des Urtextes wenigstens einmal vorhanden gewesen ist.

Das Hebräische gehört zu den semitischen Sprachen und damit zu einer ganz andern Sprachfamilie, als unsre Muttersprache, das Griechische und Lateinische, die man mit andern als die arischen oder indogermanischen zusammenfaßt. Beide Familien unterscheiden sich nicht nur im Wortschatz, sondern vor allem in der Grammatik, d. i. in der Logik der Sprache. Es ist eine wesentlich andre Gedankenverbindung, der die Syntax beider Sprachfamilien Ausdruck giebt. Daher erklärt sich die große Schwierigkeit, die uns das Erlernen einer semitischen Sprache bereitet; daraus die großen Hindernisse, mit denen eine Uebersetzung aus dem Hebräischen in das Griechische, Lateinische oder Deutsche zu ringen hat. Es gilt da nicht nur gleichbedeutende Ausdrücke für einander einzusetzen, sondern die ganze Sprachform umzugießen, was kaum ohne Verletzung des Geistes der einen Sprache geschehen kann.

*) Schwally, in der Theologischen Litteraturzeitung, 1894, Nr. 9, Sp. 237.

Ganz abgesehen nun von dem großen Nutzen, den ein solches Sichhineinleben in den Geist einer völlig fremden Sprachlogik für jedes menschliche Denken hat, scheint es mir für den Theologen unumgänglich, um das hebräische Kolorit aller aus dem hebräischen Urtext geflossenen Uebersetzungen zu verstehen und richtig in Anschlag zu bringen. Man braucht dazu nicht zu verlangen, daß jeder jede beliebige Stelle des Urtextes fließend übersetzen kann; das mag den Spezialisten als Reservatrecht verbleiben. Es genügt ein vom Standpunkte des Fachmanns aus vielleicht sehr dilettantenhaftes oberflächliches Sprachverständnis, ich möchte sagen Sprachgefühl, das man sich freilich nur durch fleißige — wenn auch kursorische — Lektüre, und dabei womöglich lauten Vortrag, aneignen kann.

Aber von dem Alten Testament ganz zu schweigen, das ja freilich und mit Recht hinter dem Neuen Testament etwas zurücktritt: auch für das Verständnis dieser wichtigsten Grundlage alles evangelischen Christentums scheint mir die Kenntnis der hebräischen Sprache wenigstens in dem eben angedeuteten Umfange unerläßlich.

Freilich kann man sich hierfür nicht auf die historische Anknüpfung des Neuen Testaments an das Alte berufen. Diese ist gewiß ein sehr wichtiger Faktor bei dem Verständnis des erstern; vor allem wird bei den Angriffen auf die Benutzung des Alten Testaments in der Schule der bewußte Charakter der Anknüpfung Jesu selbst an das Alte Testament, und zwar dieses zum Teil im Gegensatz zu dem zeitgenössischen Judentum, verkannt. Aber es ist dazu eine Kenntnis des hebräischen Originals des Alten Testaments nicht erforderlich, um so weniger, als es nicht einmal schlechthin feststeht, in welcher Form Jesus das Alte Testament benutzt hat; der Urtext ist freilich die wahrscheinlichste.

Auch die alttestamentlichen Zitate im Neuen Testament erfordern nicht das Zurückgehen auf den Urtext, da die allermeisten von ihnen der alexandrinisch-griechischen Uebersetzung entnommen sind, wie denn überhaupt die älteste Christenheit, von der — uns nur durch sehr geringe litterarische Spuren bekannten — palästinensischen abgesehen, sich nur dieser oder verwandter griechischer Uebersetzungen bedient zu haben scheint.

Die Sprache des Neuen Testaments selbst ist es, die zu ihrem Verständnis Kenntnis des Hebräischen verlangt. Die neutestamentlichen Schriftsteller schreiben nicht das klassische Griechisch, wie wir es von einem Demosthenes gewohnt sind, und das wir auf den Gymnasien einzig und allein kennen lernen. Die Zeit, da man solches aus dogmatischen Gründen — um die Ehre des heiligen Geistes zu wahren — behaupten zu müssen glaubte, ist vorbei. Sie schreiben zunächst das Vulgärgriechisch der nachklassischen Zeit, dies aber je nach ihrer Individualität sehr verschieden stark hebräisch gefärbt. Und das ist, da die Lektüre der heiligen Schrift Alten Testaments in der so stark hebraisirenden alexandrinischen Uebersetzung ihre tägliche geistliche Speise bildete, auch ganz natürlich. Man braucht es darum nicht als besondres „Judengriechisch" zu bezeichnen, wenn man bei einem altchristlichen Schriftsteller eine ganz hebraisirende Sprache findet. Freilich ist der hebraisirende Charakter im Neuen Testament nirgends so stark als in der Septuaginta; eine Uebersetzung lehnt sich naturgemäß noch viel stärker an den Geist des Originals an, als eine von vornherein in der andern Sprache verfaßte Schrift. Aber es kommt hier auch gar nicht so sehr auf das grammatisch-stilistische, als vielmehr auf das lexikalische, auf die Wortbedeutung an, bei der oft nur aus dem Hebräischen heraus die Abweichung von der klassischen Gräzität zu verstehen ist.

Nur wenige Beispiele. Das griechische Wort z. B., das Luther meist (29 mal) mit „Testament," nur viermal mit „Bund" (Luk. 1, 72; AG. 3, 25; 7, 8; Röm. 9, 4) übersetzt (διαθήκη), hat allerdings bei den Profanschriftstellern stets die Bedeutung der letztwilligen Verfügung, in der alttestamentlichen Sprache aber ist es durchweg „Bund" ohne jeden Neben-

gedanken an den Tod und ist nur darum statt des üblichen griechischen Wortes hierfür (συνθήκη) gewählt, weil man es deutlich machen wollte, daß es sich nicht um einen Vertrag gleichberechtigter Kompaktanten, sondern ein Verhältnis handelt, bei dem der Bundesgott mit alleiniger Initiative verordnend, das Bundesvolk aber rein gehorchend auftritt. Wo im Neuen Testament die profangriechische Bedeutung als Nüance hinzutritt (Hebr. 9, 17), zeigt sich hierin schon ein Mangel an richtigem alttestamentlich-hebräischem Verständnis des christlichen Sprachschatzes. Ebenso ist es mit dem Worte „Erbe" und „erben." Nur an vereinzelten Stellen bezieht sich dies im Neuen Testament auf die Hinterlassenschaft eines Toten (Matth. 21, 38; Mark. 12, 7; Luk. 12, 13; Gal. 4, 30); zumeist hat es nach alttestamentlich-hebräischem Sprachgebrauch die Bedeutung: das Verheißungsgut erlangen, wobei ursprünglich an das gelobte (d. h. verheißne) Land, später erst in geistiger Uebertragung an allerlei Segensgüter gedacht ist.

Freilich, wir können bei den meisten der griechischen Wörter, die im Neuen Testament eine andre — aus dem Hebräischen geflossene — Bedeutung als in der Profangräzität haben, schon innerhalb des Neuen Testaments selbst eine rückläufige Bewegung zu der Profangräzität hin beobachten. Es erinnert uns daran, daß die spätern Schriftstücke des Neuen Testaments, wie dann weiterhin die außerkanonischen Schriften der sogenannten apostolischen Väter der Heidenchristenheit entstammen, die wohl die griechische Uebersetzung des Alten Testaments fleißig las, aber da ihr — im Unterschiede von den Männern der ersten Generation wie Paulus — die Kenntnis der hebräischen Grundlage jener Gräzität fehlte, das Griechisch der Septuaginta nach ihrem eignen, mehr an dem klassischen gebildeten Sprachverständnis interpretirte.

Es ist eine sehr feine Beobachtung von Albrecht Ritschl, daß der enorme Abstand in der Auffassung des Christentums, den wir zwischen den apostolischen und den nachapostolischen Schriften gewahren, wesentlich aus der Unfähigkeit der Heidenchristen zu erklären sei, sich der richtigen alttestamentlichen Voraussetzungen der apostolischen Grundideen zu bemächtigen. Es muß diese Erkenntnis allen Berufungen auf Kants und Schleiermachers Autorität zum Trotz dazu drängen, unsrerseits ein möglichst vollständiges Verständnis der alttestamentlichen Grundlegung des Neuen Testaments wieder zu gewinnen. Wie schwer wird es doch selbst einem geschulten Theologen, den Gedankengängen des Hebräerbriefes zu folgen! Wie sollen wir da von der Gemeinde ein Verständnis desselben verlangen, wenn wir ihr die alttestamentliche Grundlage nehmen?

Ritschls Beobachtung läßt sich aber von den Grundanschauungen ausdehnen auf den Sprachgebrauch, und hier kommt dann eben nicht nur das Alte Testament als solches, sondern dessen hebräisches Original unmittelbar zur Geltung.

Die Gefahr des Marcionitismus, d. h. des Mißverständnisses der großen Paulinischen Grundkonzeption von dem Christentum als der schlechthin neuen Religion durch Hintansetzung der alttestamentlichen Anknüpfungspunkte, hängt auf das engste zusammen mit dem Mangel an Verständnis der hebräischen Sprache. Wir können sagen: die ganze schiefe Entwicklung, die das Christentum von der nachapostolischen Zeit an genommen hat, ist großenteils durch die Unkenntnis des Hebräischen verschuldet worden, und es ist gewiß nicht ein ganz zufälliges Zusammentreffen, daß in dem Moment, wo die christliche Entwicklung in der Reformation von neuem bei der Paulinischen Grundanschauung einsetzt, auch das Verständnis der hebräischen Sprache durch Reuchlin neu erschlossen ist.

Darum: wollen wir unsre Kirche, die Kirche der Reformation, vor ähnlichen Irrwegen bewahren, so müssen wir ihr dies Verständnis des Alten Testaments nach Inhalt wie sprachlicher Form erhalten, und dazu genügt es nicht, daß ein paar Orientalisten uns über die hebräische Grundlegung der jüdisch-christlichen Gräzität belehren, sondern wir müssen, soweit wir uns überhaupt mit dem Neuen Testament wissenschaftlich beschäftigen — und das thut jeder Prediger oder soll es doch thun —, uns Rechenschaft über dessen alttestamentliche Voraussetzungen geben können.

Darum nochmals: das Studium des Hebräischen muß beibehalten werden, freilich innerhalb der oben dargelegten Schranken, wo es nicht auf Spezialistentum abgesehen ist.

Das schließt aber nicht aus, daß ein Studium der Septuaginta, besonders der spätern Schriften, der sogenannten Apokryphen, in weit größerm Maße, als es bisher üblich war, wünschenswert ist. Denn diese Litteratur ist eben das Bindeglied zwischen den beiden zeitlich wie sprachlich so auseinanderliegenden Teilen der Bibel. In Vorlesungen wird es freilich schwer sein, diese Stoffe heranzuziehen; um so eher aber geht es in exegetischen Uebungen. Durch Grimms und Fritzsches Arbeiten sind wir dabei aufs trefflichste unterstützt. Vor allem aber haben auch auf diesem Gebiete die Engländer uns neue Bahnen gewiesen, bei denen es eine eigne Professur für Septuagintastudien giebt, die durch keinen Geringern als den verewigten Hatch vertreten war. Wir verdanken ihm die nach seinem allzufrühen Tode von Freunden fortgesetzte Konkordanz der Septuaginta. v. Dobschütz

---

Darwinismus und Sozialismus

In wie hohem Grade unsre Zeit eine Zeit der Gährung und des Ueberganges ist, erkennt man besonders daran, wie friedlich heute die größten Gegensätze neben einander bestehen, ja oft verbündet auftreten, wo man erwarten müßte, daß sie sich gegenseitig aufs äußerste bekämpfen sollten. So las ich einmal ein Heft der Zeitschrift Freie Bühne, in dem dicht neben einander, Blatt an Blatt, zwei Aufsätze standen, der eine sozialistisch im Sinne der völligen Gleichberechtigung alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ein Zeugnis für den Wert und Adel auch der Niedrigen, und der andre ein Bekenntnis zum rücksichtslosesten Nietzscheschen Aristokratismus. Für die Unbefangenheit der Redaktion jedenfalls ein glänzendes Zeugnis. Zugleich eine Probe davon, was alles in den Köpfen unsrer Beherrscher, der Journalisten und andrer Führer der öffentlichen Meinung, durcheinandersprudelt.

An diese Beobachtung wurde ich erinnert, als ich das Buch von Ziegler, Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie*) las. Der Verfasser, ein Zoologe von Fach, hat hier die merkwürdige Thatsache mit, wie mir scheint, überzeugenden Gründen erwiesen, daß die Sozialdemokratie sich mit völligem Unrecht auf den Darwinismus beruft als auf eine Stütze ihrer Behauptungen. Freilich hätte man das ahnen können. Daß eine Lehre, die den Kampf um das Dasein und die Auslese der starken und wohlgebildeten Individuen zum Grunde alles natürlichen und gesellschaftlichen Fortschrittes macht, nichts gemein hat mit Bestrebungen, den Kampf ums Dasein von der Erde wegzuschaffen, ist klar. In der Darwinschen Lehre liegt ein aristokratischer Zug, der dem geheimsten Wünschen und Hoffen des Sozialismus geradezu entgegengesetzt ist. Die Nivellirung der Unterschiede, die Herabdrückung und Bändigung des starken, vermögenden, vorwärtsstrebenden Individuums im Interesse der Gesamtheit und die Tendenz zur immer stärkern Herausbildung der Starken und ihrer Organe — das sind zwei Gedanken von geradezu entgegengesetzter Richtung. Das Ziel des Sozialismus ist die praktische Aufhebung des Satzes: Wer da hat, dem wird gegeben, ein Satz, der in mancher Hinsicht das Motto des Darwinismus sein könnte.

Der Verfasser des uns vorliegenden Buches gehört der Gruppe der neuern Darwinisten an, die in einzelnen Punkten, besonders in der Vererbungslehre von dem Meister abweichen. Aber die Hauptgedanken Darwins sind für ihn unumstößlich. Für uns ist ja ein Urteil über die Hypothese Darwins unmöglich. Nur so viel muß ausgesprochen werden: wir sind verpflichtet, uns mit unserm christlichen und theologischen Denken auf den Fall einzurichten, daß die Naturwissenschaft den unwiderleglichen Beweis für Darwins Aufstellungen erbringen könnte.**) Es ist ein

*) Stuttgart, Enke, 1894. 4 Mk.

**) Um Mißverständnissen vorzubeugen: mit unserm Denken, nicht mit unserm Glauben. D H

verhängnisvolles Verfahren, wenn man von vornherein die Frage so stellt: Darwinismus oder Christentum? Wenn unser Glaube davon abhängig ist, wie die Naturwissenschaft gewisse Probleme über die Entstehung des Menschengeschlechts beantwortet, so ist es mit ihm nicht richtig beschaffen. Er muß auf andern Gründen ruhen, als auf einer naturwissenschaftlichen Hypothese — denn auch die dem Darwinismus entgegenstehende Meinung ist eine Hypothese —, die jeden Augenblick durch Entdeckungen und Thatsachen der Erfahrung umgestoßen werden kann. Wir können, vom Standpunkt evangelischer Glaubensfreiheit aus, die Frage getrost dahin gestellt sein lassen, wie Gott die Welt geschaffen hat, ob in sieben Tagen oder in siebenhunderttausend Jahren, ob er mit einem großen Schöpfungsakt die Menschen ins Dasein gerufen, oder ob er auf einem langen, langen Wege aus niedern Stufen heraus sie sich hat entwickeln lassen.

Für uns ist darum an diesem Buche, das wir nicht beurteilen, sondern nur referirend beschreiben, das allein Wichtige, daß die Darwinische Theorie und die des Sozialismus, soweit er in Bebels „Frau" vertreten wird, sich doch in wesentlichen Punkten unterscheiden. Ich greife einige Hauptsachen heraus.

In Bezug auf die Idee der Gleichheit aller Menschen ist schon oft bemerkt worden, daß hier noch immer der Zauberbann Rousseauscher Lehren nachwirkt, die, wie ein andrer Schriftsteller sagt, „zu den Ergebnissen der neuern Naturwissenschaft wie die Faust aufs Auge passen." Ihnen steht entgegen die unabänderliche Thatsache, daß die verschiednen Anlagen und Fähigkeiten im Menschengeschlecht nie aufgehoben werden können, da es nie möglich sein wird, auf die geheimnisvollen Vorgänge der Vererbung und auf das „Angeborenwerden" der Kräfte oder Fähigkeiten einen solchen planmäßigen Einfluß auszuüben, wie es notwendig wäre, um die notorisch bestehende Ungleichheit der Menschen in allgemeine Gleichheit zu verwandeln. Aber für den naturwissenschaftlichen Standpunkt ist jene von Bebel befürwortete Gleichheit gar kein erstrebenswertes Ideal. Denn es steht fest, daß die Individuen auf ihrem Gebiete am meisten bieten, die ihre angebornen speziellen Fähigkeiten am stärksten, wenn auch in etwas einseitiger Weise, ausgebildet haben. Auf dem Vorhandensein von spezialisirten Talenten, auf der dadurch ermöglichten Arbeitsteilung beruht der Fortschritt nicht nur der äußern Kultur, sondern auch des Geisteslebens. Oder hat nicht gerade die starke religiöse Einseitigkeit bei Männern wie Luther ihnen die Kraft gegeben, von dieser Seite her die Welt umzugestalten? Jeder weiß, in welchem Maße die anempfindende Vielseitigkeit die Leistungsfähigkeit, Konzentrirtheit und innere Beseelung des Schaffens zu hemmen vermag. Daß eine Gesellschaft, in der jedermann in den verschiedensten Berufen, bald physisch, bald geistig arbeitet, eine Gesellschaft von lauter Dilettanten werden muß, scheint den Sozialisten entgangen zu sein. Wir müssen dem Urteil Zieglers beistimmen: die Gesellschaft wird die höchste sein, in der jede Thätigkeit von dazu begabten und besonders dazu herangebildeten Individuen geübt wird. Vom christlichen Standpunkte aus haben wir dazu zu bemerken, daß wir nur insofern die „Gleichheit" aller Menschen vertreten, als über allen nach unsrer Ueberzeugung die gleiche Heilsabsicht Gottes waltet, sie stark, frei und selig zu machen.

Eng damit zusammen hängt der andre Gedanke, daß der Kampf ums Dasein, die Konkurrenz, vom Standpunkte des Naturforschers nicht nur nie aufgehoben werden kann, sondern auch nicht aufhören soll. In dem ersten Satze werden wir mit dem Ahnungsvermögen des Laien ihnen Recht zu geben geneigt sein. Daß der ewige Friede ein Traum ist, fühlen wir instinktiv. Dürfen wir als Christen mit Moltke fortfahren: „und nicht einmal ein schöner"? Dürfen wir uns auf den Standpunkt des Naturforschers stellen, der sagt, um der Erhaltung und des Fortschrittes der Menschheit willen sei es wünschenswert, daß durch den Kampf ums Dasein die Fähigkeiten Einzelner erhöht und die schwächern Individuen zum Absterben gebracht werden? Müßten wir zustimmen, so würde uns damit nur in neuem Gewande ein altes Problem auf die Seele gelegt, ob auch das Uebel und das Leiden in Gottes Plan eine Stelle habe. Aber wie es auch mit dieser Frage stehen möge: gegenüber dem

Trostlosen, das jene Anschauung in sich birgt, wollen wir uns halten an einem Trost und einer Aufgabe: an der Aufgabe, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß der Kampf ums Dasein nie solche Formen annehme, durch die das Leben der Seele zerstört wird; an dem Troste, daß auch in den Opfern des Kampfes ums Dasein für Gottes Augen ein unvergänglich wertvolles Leben erwachsen kann aus der Entsagung und Unterdrückung heraus, Geduld und Kraft des Dienens und Leidens.

Sehr bemerkenswert ist die Widerlegung der Anschauung Bebels, daß „die Jahrtausende währende Herrscherstellung des Mannes über die Frau die Unterschiede in der geistigen und physischen Entwicklung hervorrief," durch den Nachweis, daß eine Weitervererbung der durch die Unterdrückung des Weibes hervorgerufnen Eigenschaften der Frauen, daß eine Weitervererbung, sage ich, nur auf die Frauen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wenn es wahr wäre, daß die geringern körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Frau durch Unterdrückung entstanden wären, so müßte man eine langsame Deteriorirung des ganzen Menschengeschlechts erwarten, nicht aber eine successive Herabdrückung nur des weiblichen Geschlechts. Im Gegensatze zu Bebels Behauptung gilt vielmehr bei Darwin und seinen Anhängern die Meinung, daß die verschiedne Ausrüstung der beiden Geschlechter von vornherein in der Menschheit vorhanden war und mit der verschiednen Lebensaufgabe, die beiden zuerteilt ist, im Kausalzusammenhang steht.

Für uns besonders wertvoll sind die Erörterungen über die Urgeschichte der Familie. Bebel hat hier einfach eine Konstruktion über die Entstehung der Ehe von Morgan u. a. übernommen, die von den heutigen Ethnologen aufgegeben ist und mit den Thatsachen, die die Naturwissenschaft erkannt hat, in Widerspruch steht. Während nach Bebel und seinen Gewährsmännern die monogame Ehe erst eine ganz späte Entwicklungsstufe darstellt, die erst mit der Entstehung des Privateigentums hervorgetreten ist, wogegen das Anfangsstadium der Familie die Promiscuität, d. h. die allgemeine Weibergemeinschaft sei, haben neuere Ethnologen die Wahrscheinlichkeit eines solchen wilden Zustandes verneint, und Darwin hat als sehr wahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, daß die ältesten Menschen bereits in kleinen Gesellschaften lebten, jeder Mann mit einer Frau oder, wenn er die Macht hatte, mit mehreren, die er eifersüchtig gegen alle andern Männern verteidigte. Es ist klar, wie wichtig diese Dinge für uns sind.

Einige Berührungen mit Zieglers Buch hat die Schrift von E. Dennert aus Godesberg: Der Darwinismus und die heutige Volksbewegung.*) Aber hier wird vom christlichen und antidarwinistischen Standpunkte aus gearbeitet. Und darum wird sie wohl kaum eine solche Wirkung thun, wie die von Ziegler. Bei der Lektüre der Dennertschen Schrift, die mehr für die Bedürfnisse der größern Menge geschrieben ist und darum nicht genügend auf die wirklichen Fragen eingehen kann, ist mir von neuem klar geworden, wie dringend notwendig wir ein Buch brauchen, in dem 1. die wirklichen Resultate der Entwicklungslehre, von allen Hypothesen gesondert, dargestellt werden und 2. der genaue Nachweis erbracht werde, inwieweit unüberbrückbare Differenzen von der christlichen Weltanschauung vorliegen. Freilich müßte der Verfasser zugleich ein gründlich gebildeter Theologe sein. Immerhin kann man der Arbeit von Dennert wegen einiger wertvoller in ihr enthaltnen Dinge namentlich unter Lehrern schon Verbreitung wünschen.

Johannes Weiß

Religiöse Feste

Aus dem Inselleben von Ischia

1

Am 28. Juli 1883 ward Ischia von dem bekannten Unglück heimgesucht, das in der ganzen christlichen Welt opferwillige Teilnahme weckte. Zehn Jahre sind seitdem verstrichen, und sicherlich hat unter den Lesern dieser Zeitschrift schon

*) Berlin, 1894. Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung. 64 S. 50 Pf. Billigere Partiepreise.

mancher die Frage laut werden lassen: Hat sich im Laufe der zehn Jahren jene Insel von solchem Unglück erholt? Wer so fragt, wird sich freuen, die Antwort eines Augenzeugen zu vernehmen: Auf den Ruinen blüht neues Leben.

In erster Linie handelt es sich um das am schwersten heimgesuchte Casamicciola, die „Königin der Bäder.“ Zur Bestätigung obiger Nachricht verweisen wir auf die Thatsache, daß am Meer ein neues Casamicciola entstanden ist, nachdem man sich genötigt sah, die auf einer Hochebne erbaute, durch das Erdbeben gänzlich verwüstete Altstadt zu verlassen. Hier liegt das vom Erdbeben geschaffne Trümmerfeld noch heute, manche Straßen sehen denen in Pompeji ähnlich, am grausigsten ist die Ruine der Kirche Sta. Maddalena, und eine seltsame Thatsache ist es, daß Pflanzenwuchs sich scheut, auf dieser Stätte zu wurzeln.

Eines Tages richtete ich an einen Ziegenhirten daselbst die Frage: Liegen unter diesen Trümmerhügeln viele Leichen? Der Mann musterte den Frager mit ernstem Blick und sagte: „Wie wäre das möglich! Keine einzige liegt da. Alle haben wir unter unsagbarer Mühe und sogar mit Lebensgefahr ausgegraben, um sie in geweihter Erde zu bestatten. Unter jenem Hügel da fanden wir ihrer acht, darunter meine Mutter. Alle sind im Campo santo bestattet, und erst gestern habe ich für meine Mutter wiederum eine Seelenmesse bezahlt.“

Als Zeichen neuen Lebens tritt uns ferner der Neubau der zerstörten Kurhäuser entgegen, die, von einem neuen Stadtteil umgeben, im sogenannten Schattenthal liegen, wo berühmte Mineralquellen entspringen. Auch den marmorprächtigen Neubau einer zerstörten Wohlthätigkeitsanstalt müssen wir hervorheben, in der jährlich vierhundert arme Kranke unentgeltliche Pflege und Bäder finden. Dieser monumentale Bau, seit einigen Jahren begonnen, noch nicht vollendet, veranlaßt freilich die Frage: Warum hat man mit dem Neubau solange gezögert?

Den besten Beweis neuerwachten Lebens und wachsenden Wohlstands bilden die religiösen Feste, die an Glanz jene vor dem Erdbeben übertreffen.

2

Die Hellenen, die tausend Jahre vor Christo Ischia und die benachbarten Inseln besetzten und den Weinstock nebst Feigenbaum pflanzten, kannten nur religiöse Feste, jedes mehr oder weniger von lokaler Bedeutung, und jede Stadt war bemüht, bei solcher Gelegenheit in dem Festglanz ihren Reichtum zu offenbaren, sodaß man die Feste, die zwischen den Städten Wetteifer und Eifersucht erzeugten, als Gradmesser des Wohlstandes und des geistig-leiblichen Könnens betrachten konnte. Jene Feste spielten etwa dieselbe Rolle, wie unsre Ausstellungen, die das Altertum nicht kannte, und galten als Ehrentribut für die himmlische Schutzmacht der betreffenden Stadt, für die „heimische“ Gottheit, deren „schützende Gewalt“ das Glück und den Wohlstand der betreffenden Stadt gefördert hatte.

Athen, „das sich der hohen Pallas eigen rühmt,“ galt in Hinsicht der Festpracht allen Hellenen, auch den weit entfernten Kolonien, als Beispiel. „Eine Stadt im Glück verehrt die Götter.“ (Aeschylos.) Wie für die Götter ein schuldiger Ehrentribut, so waren jene Feste für die Menschen eine Quelle der Freude und Lust, in welcher Hinsicht ebenfalls der örtliche Charakter hervortrat und je nach Neigung und Brauch, nach Können und Vermögen verfahren wurde.

Dreitausend Jahre sind seit der Hellenisirung Ischias dahin gegangen. Im Laufe dieser Zeit hat die Insel die entsetzlichsten Revolutionen erlebt, deren Art und Wirkung uns am klarsten von den zu Vorgebirgen aufgetürmten Lavamassen beschrieben wird; wiederholt hat die gesamte Bevölkerung (heute 24000) in Angst und Entsetzen die Insel verlassen, um später wieder zurückzukehren, wenn die Mächte der Unterwelt sich beruhigt hatten, — Krieg und Kriegsgeschrei haben auf jenem Eiland getost, türkische Piraten Jahrhunderte hindurch immer wieder mit Feuer und Schwert daselbst gehaust, und noch heute sind die finstern Wachttürme, die der Stadt Forio ein seltsames Aussehen geben, ein Erinnerungsblatt aus jener Seeräuberzeit. — — Zweierlei hat sich trotz aller Veränderungen und Ereignisse nicht verändert.

Wir meinen zuerst die staunenswerte Fruchtbarkeit des Bodens. „Es welket nimmer dieses Landes Kraft.“ Die ganze Insel bis zu ihren stolzen Höhen hinauf blieb seit dreitausend Jahren ein einzigartiger Wein- und Fruchtgarten, und zu den fünfzig dort gedeihenden Rebenarten, zu den Feigen, Orangen, Palmen und Obstbäumen kommen siebenunddreißig heilkräftige Quellen, deren viele schon vor Jahrtausenden benutzt wurden, wie die aufgefundnen Votivinschriften zeigen, von den heilkräftigen Dampf- und Schlammbädern zu schweigen.

Wir meinen ferner die religiösen Feste. Ihnen erging es im Lauf der Jahrtausende wie der Insel selbst. Einst hieß sie Pithekusa, Virgil nennt sie Arime, in mittelalterlichen Dokumenten heißt sie Iscla, heute Ischia. Der Name änderte sich, die Insel blieb dieselbe. Die „schützenden Gewalten,“ an deren Adresse man den Festtribut richtet, haben heutzutage einen andern Namen, als zu den Zeiten des Homer oder des Virgil, ihr Wesen, ihre Stellung, ihre Thätigkeit ist dieselbe, und was die Feste selbst betrifft, so dienen sie, wie im Leben der Alten, auch als Quelle der Lust und Freude für die Bevölkerung, sowie als Gelegenheit, um im Wettbewerb einander das eigne Können und Vermögen zu zeigen. Ohne es zu wissen und zu wollen, bietet jene Inselbevölkerung mit ihren Festen, trotz „modernen“ Lebens, ein Bild längst entschwundner Tage, die uns in voller Naivität auf der südlichen Hälfte der Insel entgegentreten. Gebirgsstädtlein finden sich dort, die seit uralten Zeiten nur auf Saumpfaden zugänglich waren und erst seit kurzem durch eine Fahrstraße, eine der schönsten Italiens, in den Verkehr hineingezogen sind. In jenen Bergstädten, wie Barano, Fontana, Testaccio, Serrara, sieht man auffallend viele schöne Menschen, und wenn ein Künstler ein Modell zu einem Menelaos, einem Odysseus, einem Telemachos oder einer Penelope sucht, so wird er ein solches dort mit Leichtigkeit finden; wer aber die religiösen Feste daselbst besucht, hat den Eindruck, als befinde er sich in Gesellschaft der „hauptumlockten Achaier.“ Jahrhunderte hindurch haben diese Bergbewohner in ihren kleinen, morgenländisch, wie Bethlehem, gearteten Städtlein geschichtslos dahin gelebt und den hellenischen Grundsatz befolgt, „uralten Brauch zu hegen lebenslang.“

3

Das Hauptfest der Insel befindet sich nicht unter den hohen allgemeinen christlichen Festen; es handelt sich bei ihm nicht um die Vergegenwärtigung einer christlichen Heilsthatsache, sondern um den einer himmlischen „Schutzgewalt“ zu zollenden Ehrentribut. Wie Athen sich rühmte, „der hohen Pallas eigen“ zu sein, wie Cypern sich glücklich schätzte, unter Obhut der goldgelockten Aphrodite zu stehen, so freut sich Ischia, der heiligen Restituta „eigen“ zu sein, die von der gesamten Insel als Schutzpatronin betrachtet wird. Ihr Heiligtum befindet sich in dem mit geschütztem Landungsplatz versehenen Städtchen Lacco. Vom Erdbeben schwer geschädigt, war jene Kirche für den Kultus unbrauchbar, kein Weihrauch dampfte vor dem Holzbild jener „Heiligen,“ kein Opfer (keine Messe) ward auf ihrem Altar dargebracht. Als aber die erste, schwerste Notzeit vorüber war, vereinigten sich die Insulaner zum gemeinsamen Werk der Wiederherstellung des Heiligtums, und ehe noch andre Häuser fertig waren, stand das erneute und verschönerte Haus der Sta. Restituta fertig da.

Als der Bischof Paulinus in Nola eine von ihm zu Anfang des fünften Jahrhunderts erbaute Kirche mit Bildern ausschmückte, war dies nach seiner eignen Aussage eine Neuerung; aber alle jene Bilder waren, wie er schreibt, der biblischen Geschichte entlehnt und sollten den Analphabeten die Bibel ersetzen. Dieser Gedanke scheint aus dem Gesichtskreise der heutigen Bischöfe Italiens verschwunden zu sein, wie außer vielen andern Kirchen der Neuzeit auch die obgenannte der Sta. Restituta beweist. Wir finden darin nur solche Bilder, die die Legende dieser Santa darstellen. Nachdem sie als Märtyrerin unter Diokletian in Afrika gestorben war, legte man ihren

Leichnam auf ein Schiff und überließ dieses sich selbst. Ein Engel lenkte seinen Lauf nach Ischia, und in Lacco stieß es ans Land, worauf die Einwohner den Leichnam als kostbaren Schatz in ihre Kirche trugen und als Unterpfand der Nähe der Santa betrachteten. Sie wurde zur „schützenden Gewalt" oder, wie man in Hellas einst sagte, zur heimischen Gottheit, der man dieselbe Ehre weihte, die man einst männlichen und weiblichen Heroen zu teil werden ließ. Plutarch hat uns die Legende von Theseus überliefert, dessen angebliche Reliquien, man angeblich durch ein Wunder auf der Insel Skyros entdeckt, nach Athen gebracht wurden, wo sie in einem Heiligtum ruhten und jener Heros als „heimische," schützende Gewalt betrachtet wurde. Die Legende war den Athenern Geschichte, und die Insulaner auf Ischia würden es sehr verargen, wenn man ihnen sagte, daß Sta. Restituta mit ihren Reliquien ins Reich der Legende gehört. Wir besitzen aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo die für die Religionsgeschichte höchst wichtige Reisebeschreibung Griechenlands von Pausanias und lernen aus ihr nicht nur die damals vorhandnen zahllosen heidnischen Heiligtümer, sondern auch die Legenden kennen, die daran hafteten. Pausanias urteilt hierüber also:

Vom Volke wird noch manches andre, was nicht wahr ist, erzählt, denn das der Geschichte unkundige Volk hält alles für wahr, was es von Kind auf in den Chören und Tragödien hört. (I, Kap. 2.)

Was den Hellenen auf der Bühne geboten wurde, das bietet die römische Kirche Italiens jetzt in den Kirchen, wo das Volk von Kind auf die Legenden hört; vielfach aber bieten sich dem Volke (auf dem Festlande) auch Tragödien, die unter freiem Himmel die Heiligenlegenden darstellen.*) Was Pausanias, der älteste „Bädeker," im obigen Zitat sagt, gilt also noch jetzt. Derselbe Pausanias schreibt:

Die mit Vergnügen Legenden hören, sind sehr geneigt, allerlei Wunderbares hinzuzudichten. Auf diese Weise entstellen sie die Wahrheit durch Lügen.

Und heute?!

Das Fest der Sta. Restituta umfaßt eine Woche, wobei die ersten Tage vorbereitender Art sind. Farbenreicher Schmuck zeigt sich in der Kirche; die Messa cantata, von Opernsängern aufgeführt, ergötzt das Ohr, und täglich besteigt ein Oratore sacro die Kanzel, um vor denen, die gern Legenden hören, eine Lobrede (Panegyrikus) auf die Heilige zu halten und deren Tugend und Wunder zu preisen. Von allen Teilen der Insel kommen in diesen Tagen Einzelne und Scharen, um die Sta. Restituta zu ehren. Sie kommen nicht mit leeren Händen. Aermere Klienten pflegten in Rom und anderswo beim Fest der Saturnalien ihren Patronen Wachskerzen als Geschenk zu überreichen. Eine gewöhnliche Gabe an die Padrona, die Sta. Restituta, sind Kerzen. Sie müssen aber, wie kürzlich für ganz Italien eingeschärft wurde, echt, d. h. von natürlichem Wachs sein. Auch Blumen, Kränze und Räucherwerk bringt man der „Padrona." In seiner Tragödie König Oedipus läßt Sophokles (gest. 406 v. Chr.) die Königin sagen:

Ich beschloß,
Hier diese Kränze tragend und dies Räucherwerk,
Mit frommem Flehn den Göttertempeln mich zu nahn.
So komm ich flehend mit den Weihgeschenken hier
Zu dir, o Phoebos, als dem nächsten Gott.

In seiner Tragödie Ajax läßt Sophokles seinen Helden diese Worte an seine Beschützerin Pallas Athene richten:

Heil dir, Athene, Heil dir, Zeus entsprossnes Kind,
Du warst mir hilfreich, Göttin, und für diesen Fang
Bekränz ich dich mit einem goldnen Siegespreis.

Wenn wir die Namen: Phoebos und Athene streichen, indem wir sie etwa durch Sta. Restituta ersetzen, so passen obige Strophen bestens auf die Gegenwart.

Die Statue dieser Heiligen sieht man beim Fest mit Kränzen begabt unter einem Baldachin thronend im Schiff der Kirche. Vor ihr dampft der „götterverehrende" Weihrauch, die Kirche erfüllend. Bei einem Götterfest in Babylon wurden jedesmal tausend Pfund Weihrauch verbrannt (Herodot I, 183).

*) Siehe die kleine Schrift des Verfassers: Geistliche Schauspiele in Süditalien. Erschienen in der Sammlung von Vorträgen, hrsg. von Virchow und Holtzendorff.

Zum Opfer des Weihrauchs tritt das Opfer der Messe, gleichfalls eine Ehre für jene Padrona.

Ich bin durch heilige Haine gegangen,
Wo sie Diana mit Opfern erfreun.

So singt der Chor in der Tragödie des Euripides, der „Iphigenie." Die Messe, sacrifizio genannt, ersetzt die Opfer der Alten.

Brotspenden an Arme zu verteilen gehörte zum römischen Festwesen und war bei manchen Festen stehender Brauch. Bei den Floralien wurden Bohnen und Erbsen, die Kost der niedern Stände, unter das Volk geworfen, beim Ceresfest Brotspenden verteilt.

Auch beim Fest der heiligen Restituta, wie bei ähnlichen auf dem Festlande, finden solche Spenden statt. Einst sah Verfasser eine Anzahl von Familien, deren Ernährer soeben aus Amerika heimgekehrt waren, in feierlicher Verfassung sich der genannten „Heiligen" nahen. Sie knieten vor ihrer Statue und erinnerten an die Strophe des Aeschylos:

Heroen ihr, die glücklich uns geleitet,
Wohlwollend wieder nehmt uns bei euch auf.

Die heilige Restituta hatte jene Familienväter geleitet:

auf der Wasserwüste
Eine Helferin dem Steuermann!

Wenn ein Einwohner von Capri aus Amerika heimkehrt, so dankt er dem S. Costanzo, denn dieser ist Schutzherr dieses Eilands, — ein Bewohner von Procida dankt in solcher Lage dem St. Michael, ein Bewohner von Sorrento dem S. Antonino, und keinem fällt es ein, der Sta. Restituta zu danken, weil sie nur über Ischia als Padrona waltet. — Hier gilt die Strophe in der Elektra des Euripides:

Du aber, Vaterland, und Heimatgötter ihr.

Wenn ein Athener oder Römer die Heimat verließ, nahm er damit von den Göttern der Heimat Abschied. „Götter, von denen ich scheide, Behüter der herrlichen Roma," so klagt der aus Rom als Verbannter scheidende Dichter Ovid. Zwischen den vergötterten Heroen des Altertums waren manche, deren Kultus ein weites Gebiet eroberte, wie z. B. Herkules; die meisten hatten nur einen Lokalkultus. Denselben Unterschied finden wir heute bei den „Heiligen." St. Antonius von Padua hat ein weites Kultusgebiet, die heilige Restituta blieb auf Ischia beschränkt. Diese Thatsache hindert die Bewohner der Nachbarinseln und der Nachbarufer nicht, sich zahlreich am Haupttage ihres Festes, 17. Mai, zum Mitgenuß auf Ischia einzufinden. T.

Unser Maler

Die Münchner Sezession hat im Mai und Juni dieses Jahres eine kleine Kunstausstellung von nicht ganz 300 Nummern in Stuttgart veranstaltet. Allgemeine kunstgeschichtliche Betrachtungen an diese Ausstellung zu knüpfen, dazu wäre weder hier der Ort, noch ich der Mann. Nicht einmal von sämtlichen religiösen Bildern, so wenig es deren im Verhältnis sind, gedenke ich zu sprechen. An einer „heiligen Nacht" von Dettmann, die mir zu kindermärchenhaft ist, wie an der Madonna von W. Volz und der Anbetung von E. Zimmermann gehe ich hier vorbei, um die ganze Aufmerksamkeit auf zwei Bilder von Fritz von Uhde zu lenken, das eine vom Jahre 1886, das andre von 1894 — beide bezeichnend genug, um an ihnen den Künstler kennen zu lernen, beide nach meinem Urteil das Beste der ganzen Ausstellung, jedenfalls aber unbestrittene Perlen derselben.

Aus dem Jahre 1886 stammt Uhdes „Abendmahl." Im Unterschied von seinen beiden Bildern: „Lasset die Kindlein" und „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" sind hier sämtliche Gestalten in die Tracht ihrer Zeit gekleidet, allerdings nicht um nun „in reichen Kleidern" als Prälaten und Kirchenfürsten zu prangen; selbst Jesu roter Rock und blauer Mantel haben gar nichts Auffälliges an sich. Ueber dem Bilde liegt das trübgestimmte Licht der anbrechenden Dämmerung: durchs breite Fenster der Hinterwand über der stillen Landschaft ein violetter Abendstreif, im Kamin einige leisverglimmende Kohlen; keinerlei offizieller Heiligenschein. Judas verschwindet eben im Dunkel

des Hintergrundes; sein leerer Stuhl steht vorn in der Ecke. Die Tischgenossen nehmen nicht, wie bei Leonardo da Vinci, nur die eine Tischseite ein, sondern sitzen auf allen vier Seiten. Der eine bietet uns den Rücken; rechts neben ihm Jesus, die Hände um den vor ihm stehenden Kelch gefaltet; sein Antlitz, im Profil, ist verklärt von der Glut heiliger Menschenliebe, wie von der Begeisterung des Wahrheitszeugen, aber auch ergriffen von dem Schmerz dieser Stunden. Auf Jesu andrer Seite neigt sich Johannes tief betrübt über seine Arme, mit denen er den Stuhl Jesu umfaßt. Jedes der übrigen Jüngergesichter drückt ebenso charakteristisch als verschiedenartig beides aus: den ungetrübten Glauben an den Meister, aber auch die bange Sorge um das Schwere, was kommen soll, und das sie doch noch nicht fassen können. Befremdet wendet sich mancher Beschauer von dem Bilde ab, mancher versteigt sich gar zu der Behauptung, es sei eine Gesellschaft von Strolchen und Banditen hier beisammen. Denn allerdings, eine Schönheitsgalerie haben wir hier nicht vor uns; Barttracht und Haarwuchs ist diesen Männern höchst gleichgiltig. Was dem Bilde seine Bedeutung giebt, ist eben dieses: so mögen in Wirklichkeit jene Jünger ausgesehen haben, es sind Charakterköpfe aus dem Volk, dem galiläischen Landvolk. Das sind aber zugleich die Kraftköpfe und die ausdrucksvollen Gesichter, die heute noch uns begegnen, die wir da und dort schon im Leben gesehen haben, mit dem Eindruck: Mit solchen Männern ist etwas zu machen.

Das andre Bild vom Jahre 1894 trägt die Bezeichnung: „Nach kurzer Ruhe." Ueber einförmiger Schneeebene, deren Beleuchtung unter winterlichem Gewölk von großer Schönheit ist, bricht die frühe Nacht herein. Aus der Ferne schimmern die Lichter der Stadt, nach der sich der Weg schneeverweht, fast baumlos, noch lange hinzieht. Rechts am Zaune lehnt müd und gebeugt, das blonde Haar unterm Kopftuch zerzaust, ihr Körbchen in der Hand, eine junge Arbeiterfrau, auf dem schönen Antlitz, dessen hektische Farbe zeigt, wie sehr sie leidet, eine hoheitsvolle Ergebung. Neben ihr steht, sein Handwerkszeug am Arm und über der Schulter, die stattliche Gestalt eines Zimmermanns, der ihr stützend seinen freien Arm reicht, um sie auf den nahen Weg zurück und vollends in die Stadt zu geleiten. Mit keiner Miene läßt er sie merken, wie auch er voll Sorge ist; neben der rührenden Trauer spricht aus seinen Zügen der Mut des Gottvertrauens: es muß sein, so wirds auch gehen.

Das Bild, eine Art Neubearbeitung von Uhdes Bild „Schwerer Gang" in der Münchner Pinakothek, zeigt uns Maria und Joseph auf dem Wege nach Bethlehem. Mit Recht trägt es seine allgemeine Bezeichnung: wer den Sinn nicht herausfühlt, braucht ihn auch nicht zu kennen.

Als „unsern" Maler habe ich Uhde oben eingeführt. Damit wollte ich sagen, daß er der Maler dessen ist, was so gern als der „neue Glaube" bezeichnet wird von denen, die sich des alten Glaubens rühmen. Ihnen sind Uhdes Bilder unverständlich; sie werden in der religiösen Kunst unsers Jahrhunderts nichts gelten lassen, als was die Nazarener von Overbeck bis auf Schnorr von Carolsfeld geboten haben. Wir aber sehen darin, daß aus der neuen Schule ein solcher Meister hervorgegangen ist, nicht bloß ein Zeichen dafür, daß auch wir auf dem rechten Wege sind, sondern vielmehr noch den Beweis, daß das echte Christentum seine Kraft im Volksleben aufs neue gewinnt und verstärkt. Was in der Reformationszeit unsre deutschen Künstler im Dienst des Evangeliums mit ihren Holzschnitten zur Bibel dem Volk geboten haben: Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein, das giebt uns Uhde in seinen Bildern, insofern noch vollkommener als der ihm ähnliche Gebhardt, weil dieser noch ganz bei der mittelalterlichen Tracht in seinen religiösen Bildern stehen geblieben ist.

Man hat schon spöttisch auf Uhde als den frühern Reiteroffizier hingewiesen; das war er freilich, wie sein Landsmann Egidy, der nun doch auch, wenn gleich nicht auf unsern Bahnen, dasselbe Ziel verfolgt. Und man vergesse dann nur auch nicht dazuzusetzen, daß Uhde schon im Elternhaus, wenn es gleich nicht ein Pfarrhaus im strengen Sinne war, geistliche Luft geatmet hat. Daß er, was die Technik des Malens betrifft, zu den Ersten unsrer Zeit gehört, wird niemand leugnen. Durch ihn aber sind die gewaltigen Fortschritte der in den letzten Jahrzehnten herrschend gewordnen Licht- und Farbenbehandlung in den Dienst des religiösen Bildes in evangelischem Geist gestellt worden, wie keiner sonst mit gleicher Kraft es vermochte.

Liebermann und Menzel haben vor Uhde, jeder in einem Bild vom zwölfjährigen Jesus, versucht das Evangelium realistisch darzustellen. Aber beide haben moderne Juden gemalt, und solche können unmöglich Träger des evangelischen Gedankens für die Gegenwart sein; daher das Fremdartige, ja Abstoßende ihrer Bilder. Uhde dagegen hat mit sicherm Takte seine Gestalten der deutschen Arbeiterwelt entnommen. Er malt uns die heilige Geschichte, so wie unsre Zeit sie braucht. Nicht einen Sonntagschristus, mit dem magischen Licht des Wunders durchtränkt, wie er in katholische Kirchen passen mag, sondern den Christus der Geschichte, der gerade, weil er der geschichtliche Christus ist, der Mann jedes Zeitalters, also auch der Mann der Gegenwart ist, das Urbild der Männer, die jetzt wie einst Leben und Ehre, Stellung und Kraft einsetzen, um unbeirrt im heiligen Mut des Gottvertrauens und der Liebe ihm und den Brüdern zu dienen, seis in der Arbeit an der sozialen Frage oder im charaktervollen Kampf für die Wahrheit gegen eine überlebte Tradition. Und so sind die Gestalten alle auf Uhdes Bildern nicht die Typen „schöner" Menschen. Das, was ihnen ihr höheres, wahrhaft christliches Gepräge giebt, das ist die innere Schönheit neuer Liebe, neuen Lebens; sie zeigen uns den Geist der ersten Zeugen, sowie der moderne Mensch ihn für die eigne Zeit und Arbeit braucht.

Muther in seinem großen dreibändigen Werk „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" hat Uhde seinen Platz angewiesen im letzten, fünften Abschnitt des Buchs. Der erste handelt vom Vermächtnis des achtzehnten Jahrhunderts, der zweite von der Flucht in die Vergangenheit, der dritte von der Eroberung des Modernen, der vierte von den Malern des Lebens, der fünfte von den Neuidealisten, worunter nach Engländern, Schotten und Franzosen als Deutsche u. a. Böcklin, Stuck, Max Klinger, aber auch Uhde und Gebhardt eingereiht sind. Die recht herb absprechende Kritik Dehios in den Preußischen Jahrbüchern (1894, 1) über Muthers Buch ist ja freilich nach manchen Seiten hin berechtigt, aber gerade in der Hauptsache nach meinem Laienurteil ungerecht.

Der Abschnitt Muthers über die Neuidealisten, denen „der Naturalismus nicht mehr Ziel, sondern nur die gute Schule zum Aufschwung ins Phantastische oder Mystische" ist, die „nicht mehr das moderne Leben, sondern das moderne Gefühl" malen, ist eingeleitet von einem trunknen Hymnus, mit dem 1892 Péladan im Katalog die Kunstausstellung der Rosenkreuzer in Paris ausposaunte. „Ueber die klaffende décadence erhebt sich — Wunder über Wunder — eine Rose, öffnet groß ihren Kelch und umschlingt mit ihren Blättern das Kreuz. Jesus hat die Welt nicht verflucht, er nimmt die Anbetung der Kunst entgegen. Die Magier waren die ersten, sie werden auch die letzten seiner Kinder sein . . ."

Bei solchen Worten, wie bei vielen der aufgeführten Künstler und Kunstwerke steigt vor uns der Mystiker Maximus aus Ibsens „Kaiser und Galiläer" empor, jener Vorkämpfer des „dritten Reichs," durch das das Christentum überwunden werden sollte, der aber vielmehr den Kaiser Julian in sein Verderben gehetzt hat. Nach den halb phantastisch-spiritistischen, halb von der Fäulnis der Ueberbildung angefressenen Proben mancher dieser allermodernsten Meister bei Muther können wir einem guten Teil der „Neuidealisten" kaum ein andres Schicksal prophezeien. Sie wollen „das dritte Reich" aufrichten über den Trümmern des Christentums, und nehmen doch selber ein Ende mit Schrecken. Aber wie über Julian seine beiden alten Freunde Gregor von Nazianz und Basilius von Cäsarea hoch emporragen, so erheben sich aus dieser Schar der Neuidealisten Uhde und Gebhardt.

„Christus, Christus — wo war dein Volk, daß es nicht deinen offenbaren Ratschluß sah! Kaiser Julian war uns eine Zuchtrute — nicht zum Tode, sondern zur Auferstehung." So läßt Ibsen über der Leiche Julians den Basilius sprechen;

dasselbe sagen, gegenüber all den titanischen Entwürfen auf allen Seiten unsers Lebens, auch gegenüber jeder Art eines ungesunden Naturalismus in der Kunst, der schließlich in Spiritismus umschlägt, Uhdes religiöse Bilder. Nicht eine neue Welt auf den Trümmern der christlichen Welt, wie die draußen träumen, sondern eine Erneuerung des Christentums gerade durch die Anstrengungen derer, die an seiner Vernichtung arbeiten, das wird das Resultat aller Umwandlungen und Umbildungen, auch derer in der modernen Kunst sein.

So möge Uhde noch lange und noch reichlich solchen, die unter keiner Kanzel mehr sitzen, und zugleich deutlicher, als man es heutzutage noch von der Kanzel aus wagen darf, in Farben das predigen, was uns „der rechte evangelische Glaube" ist.

Gustav Gerok

Noch einmal Marcella

von Mrs. Humphry Ward

„Marcella" ist ein so merkwürdiges Buch, daß auch ich mir einen Augenblick dafür Gehör erbitte. Die in diesem Blatte*) erschienene Besprechung verweilt vorzugsweise bei der spannenden Erzählung. Nach meiner Ansicht liegt aber das eigentliche Interesse des Buches tiefer, und ich bin zu andern Schlüssen gekommen.

Die Verfasserin liebt es, brennende Fragen zu behandeln. Ernster und brennender aber ist im Augenblick für England keine, als die der Uebervölkerung des Landes, des Großgrundbesitzes im Verhältnis dazu und der Bedeutung des King Labour für das gesamte Volksleben. Höchst geschickt ergreift die Dichterin diesen Augenblick, wo Hunderte von Wohlhabenden sich in den trostlosesten Stadtteilen ansiedeln, um die Bevölkerung zu heben, und namhafte Persönlichkeiten die Arbeit der Geringsten teilen, um ihnen besser helfen zu können. Gerade die Wildschutzgesetze und die so oft dadurch zu einem tötlichen Ausgang führenden Verwicklungen werden in denkenden Kreisen vielfach erwogen. Zieht man die Summe der heutigen Gedanken über das House of Lords, dem ein Gladstone den Untergang zu drohen wagte, so klingt es ungefähr so, wie die zürnenden Worte Marcellas an den jungen Edelmann. Ein unthätiges und unnützes Drohnenleben erträgt die Welt heute nicht mehr. Solche Existenzen wird der nächste Sturmwind hinwegfegen.

Die Art, wie die Verfasserin das gewählte Thema behandelt, erscheint mir reifer, ruhiger, positiver als in ihren vorhergehenden Büchern, ohne daß die dramatische Kraft der Schilderung verloren hätte. Die Nacht vor der Hinrichtung des Wilddiebs, der zum Mörder geworden ist, gehört zum Ergreifendsten, was man lesen kann. Das Interesse des Buches erlahmt keinen Augenblick; die Lösung ist eine sittlich befriedigende, trotz der Länge des Romans. Es ehrt die Enkelin Thomas Arnolds, daß sie einen würdigen Träger des sozialen Gedankens zu schaffen sucht. Edward Hallin ist es, der Freund der Arbeiter, der Berater aller ihrer Genossenschaftsunternehmungen, der vielbegehrte Wanderlehrer, dessen geistiges Uebergewicht die Massen bändigt und sie mit einem Winke lenkt. Bewußt oder unbewußt hat die Verfasserin ihn mit den edelsten und sprechendsten Zügen des Frederick Maurice ausgestattet. Dieser allein in der mächtigen Bewegung um das soziale Problem unsrer Zeit vereinigte Zartheit des Wesens ohne Gleichen, Schönheit der Seele und des Leibes mit dem eisernen Willen, im Dienst der untern Klassen zu erliegen oder zu siegen. Dadurch aber, daß Mrs. Ward Hallin in die gegenwärtige Bewegung hineinstellt, die Maurice nicht mehr erlebt hat, gewinnt sie jenen dramatischen Moment: den tragischen Zusammenstoß zweier Richtungen und das Unterliegen der gemäßigten, der auch für Maurice und Kingsley hätte kommen müssen; jene Stunde höchsten Seelenschmerzes, wo die gährende Menge dem Berater den Gehorsam kündigt und ihn ungeduldig beiseite schiebt. Meisterhaft analysirt die Verfasserin dies:

Er hatte sich stets von seinen Freunden unterschieden durch seine leidenschaftlich demokratische Richtung; durch seinen Glauben an — sein Vertrauen in die Menge. Dargestellt und verwirklicht wurde ihm das göttlich schaffende Leben nur in dem uns allen gemeinsamen Menschlichen und seinem Ringen als einem Ganzen. . . . Die Entfremdung aber, die nun zwischen Hallin und Hunderten seiner Arbeiterfreunde entstand und wuchs, war ernst und verhängnisvoll. Seit er seine Vorträge und seine Propaganda begonnen, hatten die sozialistischen Ideen in England große Fortschritte gemacht. Je stärker nun deren herrschender Typus wurde, desto mehr schwanden Hallins Sympathien. Für ihn bedeutete das Eigentum ein Sichselbstbesitzen und -Geltendmachen. Ein Mißbrauch des Eigentums rechtfertigte in seinen Augen so wenig einen Kreuzzug und Vernichtungskrieg dagegen, als der Mißbrauch andrer menschlicher Güter, wie Liebe oder Religion. Eigentum zu verleihen, ein menschenwürdiges Dasein zu befördern, bei denen, die davon ausgeschlossen sind — das war sein heißester Herzenswunsch. . . . Wie sich eine solche Richtung zu den wechselnden kollektivistischen und sozialistischen Gedanken unsrer Zeit verhalten mußte, ist klar. Für Hallin war das soziale Leben, das Gemeinwesen der Mittelpunkt — aber der übliche Sozialist wurde ihm mehr und mehr zum Verräter! Er begehrte seinen Idealstaat zu erbauen auf dem geläuterten Willen des Individuums und vermochte keine andre dauerhafte Staatsbasis zu begreifen. Aber kein Läuterungsprozeß ist ohne Anstrengung, und Anstrengung gelingt nur in der Freiheit. Der Sozialismus nun, wie er ihn faßte, verachtete und schmähte die Freiheit und suchte des Menschen Heil ganz in äußern Bedingungen. Siegte er, so war der arme menschliche Wille für immer ausgeschlossen von den Freuden und Leiden eines normalen Eigentums und dessen, was dieses durch Besitzen und Verlieren lehrt — Dinge, die in seinen Augen der Mensch, der wirklich Mensch sein soll, nimmermehr entbehren kann. So schaute er sub specie aeternitatis die Sache nicht sowohl als ökonomische Theorie, sondern als religiöse Frage an.

Hallin wurde Marcellas Freund und, ohne es zu wollen, ihr Lehrer. Die heiße, trotzige Natur beugt sich vor dem Adel und der Milde dieser geheiligten Persönlichkeit. Die schweren Erfahrungen ihrer Krankenpflege bereiten den Boden für seinen Einfluß. Die Schlüsse, zu denen sie kommt — so verschieden von den unreifen Anfangstheorien ihrer stürmischen Seele —, sind das Ergebnis einer harten Zucht und machen ihrem gesunden Menschenverstande Ehre. Mit feiner Ironie und Schärfe sind die Züge gezeichnet, die ihr und auch andrer Verhalten zu den untern Ständen beleuchten. Es ist, als klänge hindurch: Wehe dem, der mit dem Sozialismus spielt! Das in der englischen Gesellschaft vielbelachte Faktum, daß eine Lady C. ihre Dienstboten an ihrem eignen Tisch wollte essen lassen, aber der Hausmeister sich widersetzte, kommt der Verfasserin wohl zu statten. Das ganze Verhalten Whartons, des Agitators und Volkstribuns, wird durch die Endkatastrophe gerichtet. Das Verhältnis Marcellas zu Minta Hurd ist typisch für solche Beziehungen und meisterlich durchgeführt. Sie wird ihr nie vertraut, sie stört sie in allen ihren andern Freundschaften, sie bleibt ihr beängstigend bis zuletzt. Es ist ein ungeheuerlicher Aufwand von Lebenskraft, von heiligem Feuer ganz ohne Wirkung. Nicht indem wir die Vorzüge verachten und wegwerfen, die unser Stand und unsre Bildung uns giebt, nicht indem wir voraussetzen, was dort nicht vorhanden ist, können wir den untern Ständen dienen; sondern indem wir mit der vollen Anerkennung der Unterschiede nach Verständnis ringen, ihre Eigenart achten und von dieser ausgehend das Gemeinsame pflegen und Höheres für sie erstreben.

Was Hallin theoretisch festhält, lernt Marcella durch die Erfahrung:

Während ich mich im Kreise derer bewege, die von der Hand in den Mund leben und vom Lohn abhängen, wird mir immer klarer, daß nicht im Besitz, sondern im Charakter das Schwergewicht liegt. In demselben Hause komme ich in zwei verschiedne Familien und finde in der einen die Hölle, in der andern den Himmel. Warum? Beide gehören dem wohlbezahlten Handwerkerstande an und haben die gleichen Lebensbedingungen. Aber der eine Hausvater ist ein Mann, der andre ist — trotz seiner Habe — im Begriff, ein Vagabund zu werden.

Was ihr feststehen bleibt, sollte uns allen gemeinsam und der Sporn zum freudigen Dienst der Menschheit sein: die Ueberzeugung, daß nichts uns gehört als bedingungsloser eigner Besitz, daß wir Schuldner sind derer, die weniger haben und weniger können als wir. So gelobt sie sich, auch in der glücklichsten Ehe „nie und nimmer zu erlahmen in dem Kampf um ein edleres und menschenwürdigeres Dasein der Armen; in dem Bemühen, sich Verständnis anzueignen; in dem heißen Verlangen, eine achtbare Existenz, Unabhängigkeit und Lebensfreude denen zu bringen, die sie nicht haben."

Das geheimste Geheimnis der Wandlung in Marcella aber ist etwas, wodurch die Verfasserin von Robert Elsmere uns

*) Nr. 27, 28.

überrascht und zu freudigem Dank verpflichtet: ihre religiöse, immer positiver sich gestaltende Entwicklung. Wie zart und klar zeichnet hier die Feder, die damals Robert aus sicherm Besitz des Friedens in banges Dunkel gestürzt hat! Allen Unmut von damals habe ich ihr heute vergeben. In der Oede selbstgewollter Vereinsamung erwacht das Gewissen. Ueberhört und zurückgedrängt kehrt es wieder. Die Stunde kommt, wo sie sich sieht, wie es seine Stimme gebietet. Aus dem Irrewerden an sich wird ein Suchen nach Gott. Nicht erfunden — erlebt sind solche Züge, wie die Stunde bei der Trunksüchtigen, wo sie sich hilflos und ohnmächtig fühlt und klar erkennt, daß in ihr keine Quelle fließt zu Trost und Erneuerung; erlebt ist auch jene andre Szene, wo sie nicht abzuschütteln vermag, was ihre gläubige Kranke von der „Gnade" sagt. Im demütigen Verlangen nach der Vergebung ihres Bräutigams, im Entschluß voller Hingabe an ihn zum gemeinsamen Dienst der Menschheit, den sie nun nicht mehr als Gegensatz zum Gottesdienst empfindet, kommt ihre reiche Natur zur vollen Entwicklung. Hallins Scheidegruß hat Frucht getragen:

Gut sein — Hingabe des Willens — auf dem Wege der Pflicht in vielen Schmerzen erreichen wir das. . . . Wir Christen sind Waisen ohne Christus. Was wir auch über ihn denken — wenn wir nur an ihn denken! Ein solches Leben umschließt alle Geheimnisse, alle Erkenntnis. . . .

Möchte das schöne Buch vielen zur Anregung dienen und die glänzende Erzählung nicht nur erfreuen, sondern auch belehren.

Maria Sell

Verschiedenes

(Auch eine soziale Hilfe) Neulich ging ich wieder einmal durch die Oranienstraße in Berlin. Es war gegen Mittag. Der Verkehr war wie immer um diese Zeit ein riesiger. Man sieht da stets dieselben Typen: blasse Mädchen mit unordentlichen Haaren, schlecht angezogen, Arbeiter mit müden, meist stumpfen Gesichtern eilen die enge, laute Straße hinab, um schleunigst ihr kärgliches Mahl einzunehmen — viel Zeit fürs Mittagessen zu verlieren haben sie ja nicht. Unter all den Laufenden, Eilenden nur rechts und links hier und da ruhende Punkte: die Besitzer der Kleiderhandlungen und Abzahlungsgeschäfte, die mit selbstbewußter Haltung in den Ladenthüren stehen und der Leute harren, die da kommen sollen. Daran erkennt man ja sofort das Arbeiterviertel, daß in rätselhafter Menge diese Art von Geschäften (fast durchweg in jüdischen Händen) in großen und kleinen Räumen vorhanden ist und blüht. Das giebt mir zu zwei Gedanken und Wünschen Anlaß. Einmal: wäre es denn nicht möglich, daß sich ein Arm des so reich fließenden Stromes christlicher oder sonstiger Liebesthätigkeit einmal auf dies dürre Feld ergösse, und so endlich dem Arbeiter für seinen sauer verdienten Lohn auch eine wirklich reelle, dauerhafte Ware zu teil würde? Man kann sich doch eine mit dem heute so leicht zu beschaffenden größern Anfangskapital ausgerüstete Ein- und Verkaufsgenossenschaft denken, die, ohne auf Gewinn zu sehen, gegen geringe Ratenzahlungen wirklich gute Ware lieferte. Ein Risiko ist beinahe ausgeschlossen. Heute erhalten die arbeitenden Klassen doch in fast allen Fällen durchaus minderwertige, weit über den Preis bezahlte Ware, wenn sie nicht, wie so oft, durch betrügerische Manipulationen um Geld und Ware gebracht werden. Und auf Kauf mit Abzahlung sind sie meistens angewiesen. Vielleicht läßt sich hiergegen auf genannte Weise helfend einschreiten. Bis dahin aber ist in vielen Fällen noch eine unmittelbare Hilfeleistung möglich. Jede Hausfrau hat mit mehreren Frauen der arbeitenden Klassen (Waschfrau, Semmelfrau, Aufwartefrau u. s. w.) zu thun. Da kann sie sofort helfen. Jede dieser Frauen wird es, wie der Versuch lehrt, mit größtem Dank annehmen, wenn die über billige und doch gute Quellen unterrichtetere, an Erfahrungen reichere gebildete Frau sich zur Besorgung von nötigen Waren (Kleidung, Wäsche, Haushaltungsgegenständen) erbietet. In den meisten Fällen wird dabei viel Geld gespart werden, das der Familie zu gute kommt. Es ist nur eine geringe Mühe, die die einzelne Helferin dabei übernimmt, und sie ist durch die gute That selbst belohnt. Daß in manchen Fällen sich auch hierbei zu größtem Nutzen der wirtschaftlich Schwächern eine Art Abzahlung einführen ließe, ist sofort klar und um so leichter durchzuführen, als die betreffenden Persönlichkeiten oft durch jahrelangen Verkehr der sich hilfreich erweisenden Hausfrau genau bekannt sind. Einen wie großen sittlichen Wert solches Thun für beide Teile haben kann und hat, brauche ich nicht noch hervorzuheben.

R H

(Zur modernen Bibelkenntnis) Die Christliche Welt hat schon einigemal Proben der modernen Bibelunkenntnis gebracht, die ergötzlich wären, wenn sie nicht einen ernsten Hintergrund hätten; das jüngste Beispiel dieser Art, das mir aufstößt, veranlaßt mich, einige weitere hier mitzuteilen.

Im neuesten Heft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (!) (1894, Heft 4, S. 218) geißelt der zu seinem siebzigsten Geburtstage jüngst sehr gefeierte Rudolf Hildebrand unter der Ueberschrift: Ein Stückchen ultramontaner Litteraturgeschichte, mit Recht eine Stelle aus Sebastian Brunners „Hau- und Bausteinen" zum Beweis, „was bei diesem neukatholischen Streben für wunderliche Dinge mit unterlaufen." Brunner sagte, der Gleimsche Versuch, die Erde recht zu verkleinern und verächtlich zu machen, erinnere „an den sentimentalen Hoppelpoppel der Gebetbücher Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Erde immer nur wie ein Tropfen am Welteimer schwebt! Merkwürdigerweise hat dieses Bild, aus dem Bilderkreise eines Bierwirtes genommen, in jener Zeit allgemeine Verbreitung gefunden!" Zu dieser gewiß starken Leistung des katholischen Litterarhistorikers bemerkt nun der protestantische Mitarbeiter an Grimms Wörterbuch: „Da kann man einen Blick thun in die stille Thätigkeit der Phantasie des Verfassers, der dabei bloß an Bier denken konnte, nicht an Wasser, wie andre Menschenkinder, und dabei hat er offenbar keine Ahnung, von wem das Bild eigentlich herrührt!" Selbstverständlich erwartet nun jeder halbwegs bibelkundige Christ oder Jude auf Jes. 40, 15 verwiesen zu werden; aber Rudolf Hildebrand fährt fort: „nämlich aus einer der berühmtesten Oden von Klopstock: »Die Frühlingsfeier 1759.« Diese beginnt:

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht!
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch,

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen.

Rudolf Hildebrand belehrt uns noch weiter: „Auch in der Ode »Die Welten« vom Jahre 1764 erscheint das Bild:

Groß ist der Herr, und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ozean der Welten, Sterne sind Tropfen des Ozeans!
Wir kennen dich nicht.

Da fehlt der Eimer — bemerkt Hildebrand — der auch in der Frühlingsfeier nachher zurücktritt und doch das Bild am besten anschaulich macht! Es ist der Eimer, der eigentlich überfüllt aus dem Ziehbrunnen auftaucht: der Ziehbrunnen, der Anschauung sowohl gegenwärtig aus dem Dorfleben als auch geweiht aus der biblischen Welt."

Ja aus der biblischen Welt, an die das poetische Gemüt Hildebrands unwillkürlich erinnert wird, stammt das Bild, ohne daß er freilich eine Ahnung davon hat, aus der wunderbaren Schilderung von Gottes Allmacht durch „den großen Unbekannten," den die Theologen den Deuterojesaia, den zweiten Jesaia nennen, dessen Worte jeder Christ und jeder Jude Jes. 40, 15 lesen kann: „Sieh, die Völker sind geachtet wie ein Tropfen, so im Eimer bleibt, und wie ein Scherflein, so in der Wage bleibt. Siehe, die Inseln sind wie ein Stäublein."

In Grimms Wörterbuch 3, 111, 112 steht die Stelle, wie nicht anders zu erwarten, unter Eimer und wird in der noch ausstehenden Lieferung unter „Tropf," wie Luther schrieb, sicher auch nicht fehlen. Statt „Tropfen im Eimer" schreiben übrigens die neuern Uebersetzer Kautzsch und Reuß, wie schon Klopstock: „wie ein Tropfen am Eimer," Duhm, dem Hebräischen noch mehr entsprechend: „wie ein Tropfen vom Eimer." Wenn Luther schrieb: „so im Eimer bleibt, so auf der Wage bleibt," scheint er gerade nicht an den Ziehbrunnen gedacht zu haben.

Hätte aber, wenn Rudolf Hildebrand die Jesaiastelle nicht kannte, nicht der Herausgeber der Zeitschrift ihn darauf aufmerksam machen sollen? Dieser scheint sich also in gleicher Lage befunden zu haben. Aber sie haben noch viele Genossen.

Wie man annehmen könnte, daß der wundervolle Eingang des Deuterojesaia allgemeiner bekannt sei, sollte man es doch auch von dem Eingang des ersten Jesaia vermuten. Ich meine die Stelle: „Der Ochse kennet seinen Herrn, und der Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt mich nicht" — eine Stelle, die unsern Künstlern für die Darstellung der Weihnachtsgeschichte maßgebend ist. Aber siehe da: vor ein paar Jahren schrieb ein recht bekannter Professor der klassischen Philologie an einer süddeutschen Universität, eine Hauptautorität auf dem Gebiete der griechischen Sprichwörter, in der philologischen Zeitschrift, die er in Göttingen erscheinen läßt, zu einem griechischen Sprichwort, er kenne dazu keine Parallele als diejenige, die Erasmus aus einer ihm unbekannten Quelle anführe: bos cognoscit possessorem. „Aus einer mir unbekannten Quelle"!

Ein drittes Beispiel. Welches Schulkind kennt nicht INRI von den Abbildungen der Kreuzigungsgeschichte her als die Ueberschrift über dem Kreuz und als Abkürzung für Jesus Nazarenus Rex Judaeorum! Dies INRI verwendet Andreas Gryphius in einem seiner Lustspiele neben Memento mori als einen Fluch, und der neueste Herausgeber der Werke des Gryphius bemerkt dazu: „INRI scheint eine Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben irgend einer Floskel." So gedruckt S. 98 Band 138 der unter hochwissenschaftlicher Aegide herausgegebnen Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart-Tübingen!

Darf man sich da wundern, wenn das rasch arbeitende Volk der

Romane schreibenden Damen und derer, die sie lesen, es mit der Bibelkenntnis auch nicht mehr so genau nimmt? Gewiß haben seinerzeit Tausende und Abertausende von Lesern und Leserinnen des Ammergauer Passionsromans der Wilhelmine von Hillern: „Unter dem Kreuz“ über den ersten Satz anstandslos weggelesen, daß Jesus der büßenden Sünderin im Garten von Gethsemane als schlichter Gärtner erschien, und daß, wo einst die Ceder ihr Laubdach über dem Erlöser gewölbt habe, nun dürres Land sei. Als ob es in Jerusalem Cedern gegeben und jene Erscheinung im Garten Gethsemane und nicht vielmehr in dem des Joseph von Arimathia stattgefunden hätte! Die Ceder ist noch eher zu entschuldigen; läßt doch auch Klopstock gleich im ersten Gesang des Messias den Seraph Gabriel „am Eingang zweier umdufteten Cedern“ stehen. Aber der Garten Gethsemane bleibt eine starke Leistung.

Wie wird es weiter gehen? Der größte Teil unsrer religiösen Kunst und Litteratur wird im zwanzigsten Jahrhundert nur noch zu einem Viertel verstanden sein, da schon heute sicher die Hälfte den meisten unklar ist! E Nestle

(Ueber Dörpfeld) hat der Unterzeichnete bereits im vorigen Jahrgange der Christlichen Welt in Kürze berichten dürfen. Wer sich über das Leben und die Bedeutung dieses Mannes eingehendere Kunde verschaffen will, dem bietet jetzt ein Freund des Verstorbnen, der Hauptlehrer Hindrichs in Barmen, eine ansprechende Gabe (Friedrich Wilhelm Dörpfeld. Gütersloh, Bertelsmann, 1894. 1,50 Mk.). Die acht Bogen zählende Schrift besteht zur Hälfte aus einem kurzen Lebensabriß, zur Hälfte aus einer Darstellung der pädagogischen Grundsätze auf Grund der zahlreichen Dörpfeldschen Schriften und größern Abhandlungen.

Gleichzeitig mit diesem Buche erhalten wir aus demselben Verlage Neudrucke von zwei Arbeiten Dörpfelds, die schon seit einer Reihe von Jahren im Buchhandel nicht mehr zu haben waren: „Grundlinien einer Theorie des Lehrplans“ (XIV und 170 S.) und „Die schulmäßige Bildung der Begriffe“ (47 S.).

Die an erster Stelle genannte Schrift hängt in ihrer Entstehung mit der Vorberatung der „Allgemeinen Bestimmungen“ unter dem Vorsitze des Ministers Falk zusammen. Dörpfeld, der an jener Konferenz teilnahm, drang mit seiner Auffassung vom Wesen eines wahrhaft pädagogischen Lehrplans nicht durch und legte seine Gedanken nach Verlauf eines Jahres der pädagogischen Welt in einem Buche — dem genannten — vor. Hier ist nicht der Ort, genauer auf den Inhalt einzugehen, nur so viel muß bemerkt werden: Ein Lehrplan im Sinne Dörpfelds ist nicht ein Aggregat von Wissensfächern, sondern ein organisches Gebilde, dessen einzelne Teile nicht nur im Längsschnitt, sondern auch im Querschnitt ein in sich zusammenhängendes Ganze darstellen, dessen Hauptzweck die sittlich-religiöse Bildung der werdenden Persönlichkeit ist. Den Mittelpunkt der gesamten Jugendunterweisung bildet der Religionsunterricht, doch so, daß die andern Fächer weder der Zahl noch dem Umfange nach beeinträchtigt werden. Mit Rücksicht auf die neuerdings auch in der Christlichen Welt so lebhaft verhandelten Fragen über die Bedeutung des Alten Testaments für den Schulunterricht und über die konfessionelle Schule, sei hervorgehoben, daß diese Dinge unter dem erwähnten Gesichtspunkte in ein ganz besondres Licht treten.

Die zweite Schrift besteht aus einer Abhandlung in dem von Dörpfeld herausgegebnen Evangelischen Schulblatte (1877) und zeigt eingehend an verschiednen Wissensgegenständen, wie man überall von der Anschauung zum Begriffe vorwärts schreiten müsse. Auch sie sei allen empfohlen, die am Jugendunterrichte ein berufliches Interesse haben. Ufer

(Sinngedichte) von Ludwig Fulda. Stuttgart, Cotta. 2 Mk.

Fulda — es thut wohl nichts zur Sache, daß er Jude ist — hat in den verschiedensten Zweigen der Litteratur mit Erfolg gearbeitet; wir finden ihn als Verfasser von Novellen, Sittendramen, Märchen, Lustspielen, Sinngedichten und als Uebersetzer. Mit seinen Uebertragungen der Molièreschen Lustspiele hat er sich um die Litteratur ein großes Verdienst erworben. Es wird wenige geben, die das Versmaß so spielend bewältigen können als Fulda, nirgends finden wir eine Härte, die Strophen fließen so glatt dahin, als seien die Reime seine Muttersprache. Das Liebenswürdigste, was der Dichter uns bisher bot, ist zweifellos sein „Talisman.“ Wie wohl thut es uns, von der Bühne aus einmal nichts von den Rätseln des Menschendaseins zu hören, nichts von dem Elend und Jammer, die uns umgeben; wir werden in eine heitre Märchenwelt versetzt, und wenn wir wieder in die Wirklichkeit zurück müssen, sind wir unvermerkt um ein paar gute Lehren reicher geworden. Schade, daß sich die meisten Leute wieder den Genuß verderben durch Reflexionen darüber, daß dem Stück der Schillerpreis nicht zuteil wurde. Das feinsinnigste Werk des Dichters aber ist jedenfalls sein kleiner Band „Sinngedichte.“ Gute und neue Gedanken — damit ist eigentlich alles gesagt, nur ist leider eine so wortarme Empfehlung den meisten zu wenig. Ein feiner satirischer Zug zieht sich durch die Mehrzahl hindurch, ein leiser Spott gegen die Autorität der öffentlichen Meinung und gegen das Urteil der Menge. Fulda ist durchaus selbständig, aber er hascht nicht nach Originalität, wie viele unsrer jungen Dichter, die sich zwingen wollen, etwas Selbständiges zu erzeugen. Originalität läßt sich nicht erwerben. Wollte ich auch nur das Beste aus dem Büchlein hierhersetzen, ich müßte die Hälfte abdrucken; mit Einem aber möchte ich schließen: es ist nicht das Geistreichste, aber vielleicht das Tiefste:

Das ist der herrlichste Akkord, den Menschenohr versteht,
Wenn sich in einem kleinen Wort ein großes Herz verrät.

Pl

(Eine Streitschrift gegen die Christliche Welt) ist im Verlage von Georg Böhme (A. Deichert Nachfolger) erschienen unter dem Titel: „Altgläubige“ und moderne Gläubige. Eine populär-theologische Auseinandersetzung mit der Theologie der „Christlichen Welt.“ Von Professor Lic. Karl Müller in Erlangen. 36 S. Es ist ein Sonderdruck von Artikeln, die bereits die Reformirte Kirchenzeitung veröffentlicht hat. Wir werden uns gern damit auseinandersetzen und empfehlen unsern Lesern, sich einstweilen ein eignes Urteil darüber zu bilden. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 30 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol. sucht nach Beendigung seiner Dienstzeit als Einj.-Freiw. am 1. Okt. d. J. möglichst bald Stellung.
Sammler,
Erlangen, Sieglitzhofer Str. 22.

Ein neues Erholungshaus.
Ruheort für Erholungsbedürftige m. stillem Aufenthalt in christl. Hausgemeinschaft. Freie Aussicht, freundl. Anlagen, prächt. hohe Aussichtspunkte u. Ruheplätze, reizende Umgegend. — Zimmer hoch, alle mit Blick ins Grüne. — Speisesaal, Lesezimmer. — Gemütl. Verkehr mit den Hausgenossen. Gemeins. Andachten. — **Heilkräftige Soole.** Bäder auch im Haus. Pension von 4,50 Mk. an. 2—3 Pers. gemeins. entspr. billiger. Prospekt und Näheres durch Pfarrer **H. Faulhaber** in Schw. Hall, Württ.

Cand. theol., gut empfohlen, im Unterrichten sehr geübt, sucht sofort oder später Stellung als Hauslehrer. Auskunft erteilt gütigst Herr Pfarrer D. Rade.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch **Prof. Dr. Zimmer,** Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche,** staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark
Nr. 29: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die neue Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses in Rheinland und Westfalen; Zum Jahresbericht des Evangelischen Kirchenbauvereins für Berlin; Der wissenschaftliche Ferienkursus an der Universität Bonn für evangelische Geistliche — Evangelische im Auslande: Resolution der Generalsynode der presbyterianischen Kirche von Wales, betr. Entstaatlichung der „Kirche von England“ in Wales; Kirchliche Nachrichten aus dem Kanton Bern; Statistisches aus der altkatholischen Kirche der Schweiz — Römische Kirche: Die Sitzung des Bundesrats vom 9. Juli; Uebel angebrachte Toleranz — Verschiedenes: Liebeswerk der Studenten der protestantischen theologischen Fakultät in Paris; Die Diasporaanstalt auf dem Schmiedel bei Simmern — Personalien

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 30: Das preußische Landtagswahlrecht — Die hypothekarische Sicherung der Bauhandwerker in Preußen. Von Ernst Leo — Verlorne Kräfte. Von Charles Fink: 2. Die Deutschamerikaner und die Arbeiterbewegung — Von den Brettern, die die Welt bedeuten — Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Bennigsen; Nochmals der dreijährige Durchschnitt; Sozialreform im Beamtentum; Die Kegelbrüder — Litteratur — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig